1/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Mein Bier – Dein Bier?

Gedanken zu Bildern – neuer Leserdialog

Gott Zucker

... wurde Sozialist – kubanische Impressionen

Frühstück in der Felge

FREIE WELT-Reporter testete den größten Kipper der Sowjetunion

★ Inhalt

Reportage
Testfahrt mit dem größten Kipper der Sowjetunion **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Von der Schönheit und vom Nutzen des Waldes **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Jahresrückblick
Ausländische Journalisten berichten über die DDR **Seite 16**

Ihre Gedanken zu Bildern
Eine neue Leseraussprache **Seite 20**

Wissenschaft
John Erpenbeck: Forschung als Abenteuer **Seite 22**

Momentaufnahmen
Ein Mosaik interessanter Bildnachrichten des Jahres 1985 von TASS-Fotoreportern **Seite 26**

Schriftsteller zu Fragen der Zeit (5)
Grigori Baklanow: Das Leben und den Menschen lieben **Seite 28**

Feuilleton
Moskauer Winter **Seite 30**

Das Gesicht
Siegfried Matthus **Seite 32**

Erzählung
Jordan Raditschkow: „Der kleine Skiläufer“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Märchenkalender (6)
Der tapfere Mergen **Seite 42**

Ärztedynastie
17 Mediziner in einer usbekischen Familie **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

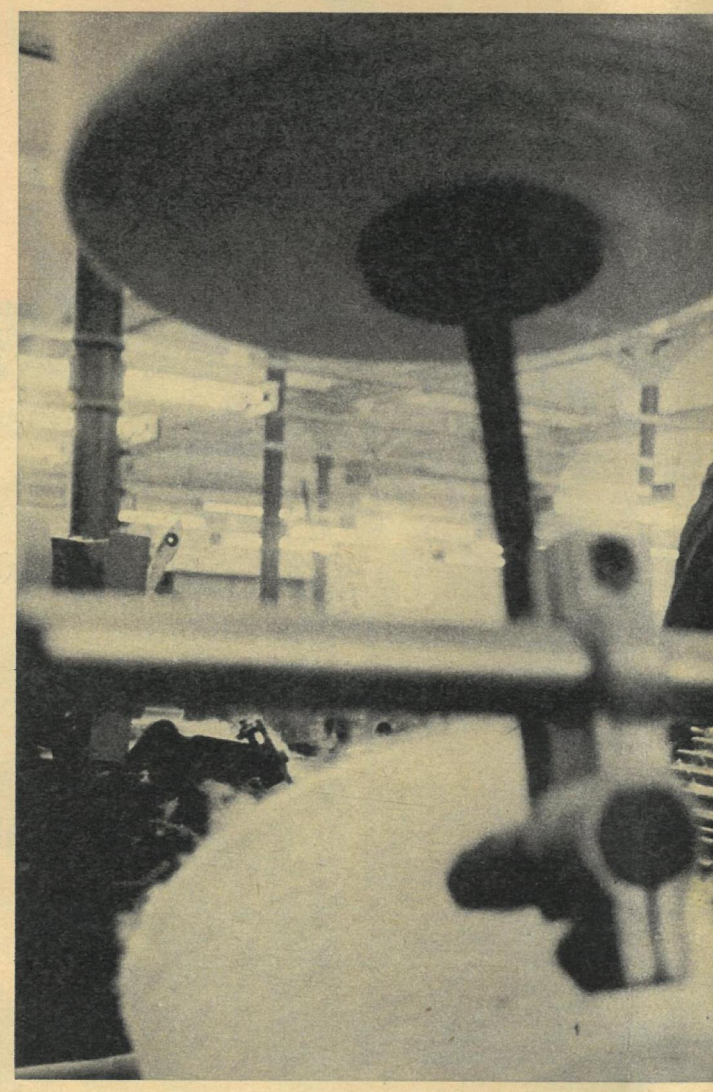
Reise-Impressionen
Land glücklicher Kinder: Kuba **Seite 46**

Sport
Zakadse junior in der Spur des „fliegenden Torpedos“ **Seite 54**

Titelfoto:
Ina und Sascha, Lageristin und Montagearbeiter im BELAS-Werk, fotografiert von Lothar Willmann

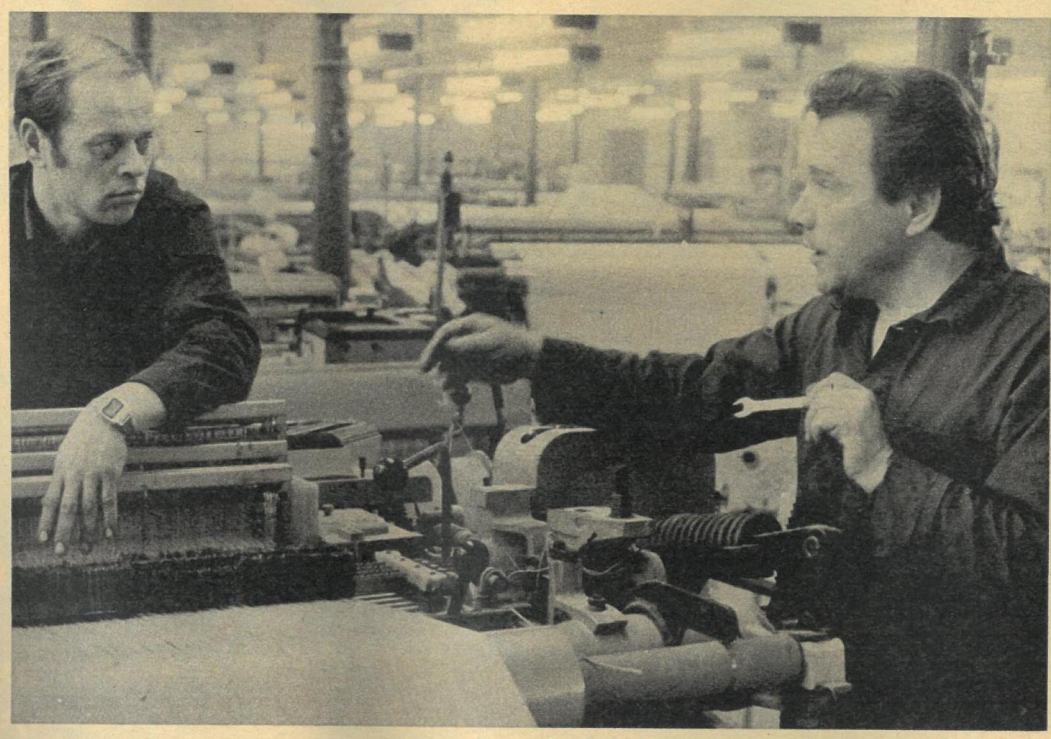
Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. 12. 1985**

★ Im Blickpunkt



Sibirier ohne Webfehler

Umstieg vom Trabi auf einen Reisebus – so vergleichen die Weberinnen im VEB Cottana ihre Arbeit mit der neuen leistungsstarken sowjetischen Technik.



50 Sibirier plus zwei im Kalibergbau- und Tuchmacherstädtchen Bleicherode, gleich neben dem Eichsfeld gelegen. Keine Touristengruppe diesmal, sondern Dienstreisende. Die 50 unternahmen die lange Fahrt über 6000 Kilometer, sorgfältig zerlegt und gut verpackt in großen Kisten, auf dem Schienenwege, die zwei flogen mit leichtem Handgepäck hinterher. Wir treffen sie in einer mittelgroßen Werkhalle des VEB Cottana an: Nowosibirsker schützenlose Webautomaten und die für sie verantwortlichen Chefmonteure. Die Maschinen in Reih und Glied ausgerichtet, 39 laufen bereits auf vollen Touren. Den restlichen wird gerade von Juri Popow und Wladimir Shelesnjak (untenstehendes Foto von rechts) das Laufen beigebracht, Prüfstand Praxis. Selbstverständlich unter Produktionsbedingungen, mit den Artikeln, die die Bleicheroder Werkabteilung künftig qualitäts- und termingerecht zu bringen hat: mehr strapazierbare Gewebe für Arbeits- und Berufsbekleidung, ein sehr wichtiger Posten in der Volkswirtschaftsbilanz.
Deshalb dieses Parteitagsvorhaben zum XI., die Rekonstruktion bei laufender Produktion. Die alten Webstühle waren längst verschlissen, neue mußten her und natürlich leistungsfähigere. Die aus Nowosibirsk boten sich an, bereits bewährt in 40 Ländern. Die Weberinnen, Instandhalter und Schichtleiter lobten Ausmaße der Neuen und deren Schnelligkeit. Immerhin hat jeder Automat eine Arbeitsbreite von zweimal 154 cm und das bei 185 Anschlägen pro Minute. Anstelle von früher 150 Maschinen jetzt nur noch 50. „Darauf bauen wir gerade“, sagt Werkleiter Hermann Mai, „denn dadurch wollen wir im Dreischichtrhythmus den Ausstoß an gewebten Sortimenten mehr als verdoppeln, von 1,11 auf rund 2,5 Millionen Quadratmeter im Jahr. Die Nowosibirsker Maschine kann das…“
Kein Wenn und kein Aber, jeder des Bleicheroder Kollektivs ist heute davon überzeugt. Der Automat hat's schon in der Anlaufphase bewiesen, obwohl sie alle dazulernen mußten und das Lernen noch nicht beendet ist. Die Maschine zeigt ihr wahres Können nur, wenn der Mensch richtig mit ihr umgeht. Vor allem die Weberinnen, regelrecht zierlich wirkend zwischen den Großautomaten, mußten sich umstellen. Eine meint scherzhaft: Es war so, als ob man als Trabifahrer über Nacht auf einen modernen Reisebus umsteigt. Aber noch haben sie ja Juri und Wladimir zur Seite, die sie gründlich angelernt haben, die ihnen das technologische System des Automaten geduldig erklärten und jetzt bei einer auftretenden Störung sofort zur Stelle sind. Carmen Mauritz (im Foto oben) und Ilona Franke (Foto rechts, mit Juri Popow) dirigieren die Neuen schon recht souverän. Zwölf Automaten in den zarten Händen einer Frau. Jeder verkörpert einen Grundwert von 160 000 Mark. Auf jedem laufen in zwei Arbeitsbreiten 8000 bis 10 800 Kettfäden, entsprechend der Dichte des verlangten Gewebes. Und wenn es dabei nun einen Fadenbruch gibt? Die 24jährige Ilona Franke (Kreistagsabgeordnete und stellvertretender FDJ-Sekretär) sieht das so: „Die neue Maschine aus Nowosibirsk läßt keinen Webfehler durch, sie stoppt automatisch und alarmiert mich sofort. Und überhaupt, sie arbeitet so, daß wenig Störungen entstehen. Langsam macht die Sache Spaß.“ Die letzten Tage des Jahres. Es wird angestrengt gearbeitet, denn aller Ehrgeiz be-

steht darin, daß im Januar alle Maschinen laufen. Vom ersten Tage an im Plan. „Und bis zum Parteitag dreischichtig", sagt Genosse Mai. „Dann vielleicht schon als komplettes Jugendobjekt." Im Websaal eine geordnete Hektik, vom knallenden Schußrhythmus der Automaten bestimmt. Alle sind emsig, allen voran Juri Popow und Wladimir Shelesnjak, denen der „Ausflug" aus der Millionenstadt Nowosibirsk ins 9000 Einwohner zählende gemütliche Bleicherode gut gefällt, mit Kyffhäuser-Besteigung und Brigadetoast.

Leider bleibt dafür jetzt wenig Zeit, denn den Neujahrstag '86 wollten sie wieder im Kreise ihrer Familie in Sibirien begrüßen. Juri: „Und Termin ist Termin!"
Eine kleine Werkhalle in unserem Land, in der wie überall die Intensivierung mit Hilfe moderner Technik großgeschrieben wird. Ein kleines Beispiel, das illustriert, welche Bedeutung die jüngsten Beschlüsse der RGW-Länder haben, an der ganzen Front des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in den nächsten 15 Jahren gemeinsam mit größeren Schritten voranzukommen.

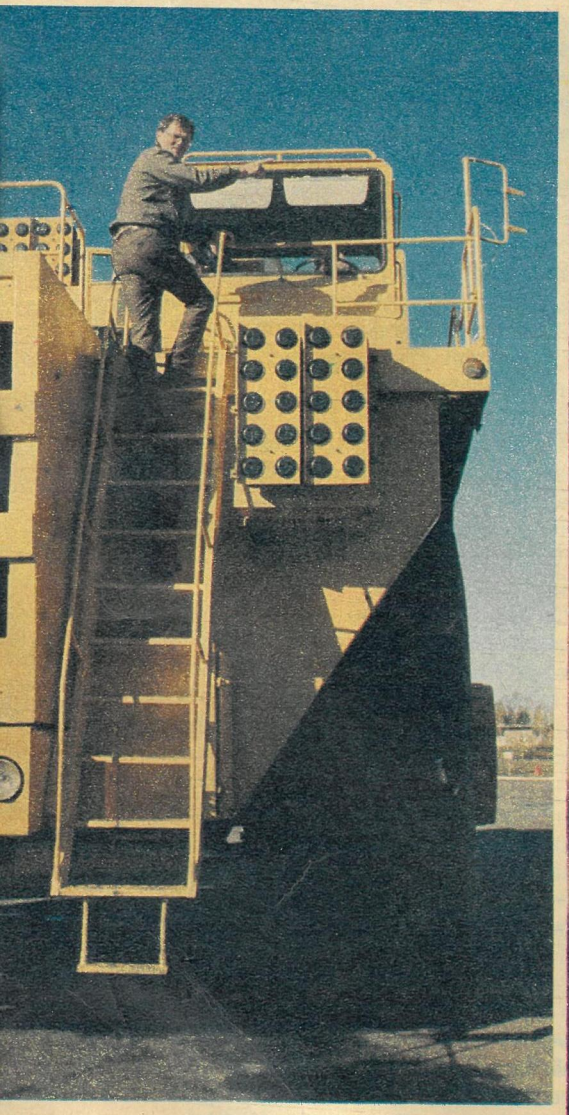
Wolfgang Scheel (Text)
Detlef Christel (Fotos)

DER SCHEIDEWEG

von Günter Herlt

An der Jahreswende und an Wegegabelungen hält man inne. Die UNO hat das Jahr 1986 als „Jahr des Friedens" ausgerufen. Seit Genf wissen alle Völker: Entweder die Friedfertigen aller Kontinente bringen so viel Vernunft und Tatkraft auf, das Wettrüsten radikal zu drosseln und durch die Bündelung aller schöpferischen Potenzen unserer Zeit im friedlichen Wettstreit die Erde überall in einen blühenden Garten zu verwandeln, oder die weitere Hochrüstung macht den Himmel zum Vorhof der Hölle und das Leben auf der Erde unerträglich, weil jeder militärische, politische oder technische Irrtum diesen einzigen bewohnbaren Planeten zur atomaren Wüste machen kann.
So extrem die beiden Alternativen sind, so folgenschwer ist jede Weichenstellung in die eine oder andere Richtung. Das Gipfeltreffen in Genf war eine Weichenstellung zum Realismus. Die gemeinsame Erklärung der UdSSR und der USA sagt: Der Atomkrieg kennt keinen Sieger. Er darf nicht entfesselt werden. Keine der beiden Seiten wird nach einseitiger militärischer Überlegenheit streben. Die Abrüstungsgespräche werden intensiviert, um das Wettrüsten im All zu verhindern und auf der Erde zu vermindern. Das war gewiß für alle Völker der Erde die erfreulichste Nachricht des Jahres 1985.
Seither gibt es aber auch einige unerfreuliche Nachrichten: Am 5. Dezember sprach US-Verteidigungsminister Weinberger vor der Adenauer-Stiftung in Bonn von einem „Durchbruch" bei der Realisierung der Sternenkriegspläne. Am Tag darauf wurde in London ein „Memorandum des gegenseitigen Einvernehmens" mit den USA unterzeichnet, das die Beteiligung Großbritanniens an der SDI-Forschung vorsieht. Einige Tage später meldete die BRD die vorfristige Stationierung der 108 Pershing II Erstschlagraketen in Mutlangen, Heilbronn und Neu-Ulm als vollzogen.
Es ist also nicht zu übersehen, daß einflußreiche Kräfte in der Welt des Kapitals die Weiche von Genf herumwerfen wollen in die entgegengesetzte Richtung. Weil Abrüstung für Rüstungskonzerne geschäftsschädigend ist. Weil die Hände dieser Leute durch keinen Abrüstungsvertrag gefesselt sind.
Wer oder was garantiert nun, daß die Kräfte der Vernunft den längeren Hebel haben? Michail Gorbatschow erinnerte vor dem Obersten Sowjet daran, daß wir niemals die Sicherheit unserer Völker preisgeben und deshalb auch auf jede neue Herausforderung eine Antwort finden werden. Das mußte gesagt werden, weil manche Ohren nur solche Sätze verstehen. Zugleich kamen zum einseitigen Atom-Teststopp der UdSSR umfassende Kontrollangebote für den Fall einer beiderseitigen Übereinkunft. Selbst in den Kreisen der Bourgeoisie setzt sich mehr und mehr eine standesgemäße Logik durch, z. B.: Daß die erste Bedingung für die Plusmacherei das Überleben ist. Daß die Billion Dollar für den Sternenkrieg Tausende andere Aufträge für zivile Projekte annulliert. Daß der Osthandel letztendlich einträglicher ist als ein Ostfeldzug. Solche vernünftigen Einsichten fördert auch das Zusammenrücken der Arbeiterbewegung mit der Friedensbewegung. In den Aktionswochen der Gewerkschaften gingen Millionen auf die Straße. Neben den kommunistischen Parteien haben auch 16 sozialdemokratische und sozialistische Parteien Westeuropas „nein" gesagt zu den Sternenkriegsplänen.
Die Mehrzahl der nichtpaktgebundenen Staaten drängt energischer auf Abrüstung, weil die astronomischen Kosten der modernen Ausrottungsmittel kaum Gelder für die nötigsten Existenzmittel dieser Länder übriglassen. Neu ist auch, daß sich über 100 Nobelpreisträger, über 300 Bischöfe und Zehntausende Ärzte an die Seite der weltweiten Friedensbewegung gestellt haben. Doch von besonderem Gewicht bleibt, daß die Werktätigen der sozialistischen Welt aus dem tieferen Verständnis des Zusammenhanges zwischen der Stärkung des Sozialismus und der Festigung des Friedens ihre Wettbewerbsziele überbieten. Unsere Industriekombinate haben in Vorbereitung des Parteitages 1985 für mehr als 3 Milliarden Mark Waren über den Plan erzeugt.
Es steht also ein kräftiger Atem hinter dem Satz Erich Honeckers „Nun erst recht! Das Weltgewissen muß in wachsendem Maße die Weltentwicklung bestimmen!"

FREIE WELT
EXKLUSIV



Fahr' selbst mal, Reporter...

... sagt Michail Saroka, Testchauffeur der 180tonner, nachdem er mir im Eilzugtempo die Armaturen erklärt hat. So richtig wohl ist mir nicht in meiner Haut. 2300 Pferdestärken unter einer Haube. Das sind 46 Wartburgs oder 88 Trabbis oder ein mittleres Flugzeug. Und dann diese Abmessungen: 6,30 Meter hoch, 7,80 Meter breit, 14 Meter lang, 3,50 Meter Raddurchmesser. Ein Auto so groß wie ein Einfamilienhaus.
Und ich sitze oben in der Dachluke und soll es durch die Kurven bringen!

Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos) in Zusammenarbeit mit APN

★
Damit keine Irrtümer aufkommen: Dieser Kollege gehört weder zum Antrieb noch nutzt er die Hinterachse als Meisterbüro. Als er erfuhr, was sich oben auf der Brücke tat, ging er vorsichtshalber an Land.

Fahr' selbst mal, Reporter ...

Pawel Marijew, Chefingenieur: „10,6 Prozent Steigerung der Arbeitsproduktivität im Vergleich zu 1984, das ist die wichtigste Ziffer, mit der unser Werk wenige Wochen vor dem Beginn des XXVII. Parteitages der KPdSU aufwarten kann."

Jossif Mazkewitsch, stellvertretender Chefkonstrukteur: „Die Auftraggeber in der Wirtschaft unseres Landes verlangen noch größere Kipper von uns, das hat seine Probleme. Aber wir werden auch darauf wieder eine Antwort finden."

Der Computer hat sich geirrt, Fehlbuchung. Kein Wartburg mit Schiebedach, ein Schwerlaster mit Kippvorrichtung steht für mich bereit. Das Fräulein vom IFA-Ausliefe-rungslager bedauert. Wenn Sie den Kipper nicht nehmen, zählt Ihre Bestellung von vorn ...

Ich nehme ihn. Die Kollegen in der Redaktion frotzeln. Wieviel Artikel kannst Du laden? Kommt drauf an, sage ich, Worthülsen gehen eine Menge rauf.

Wir stellen acht Tische auf die Ladeschüssel. Freiluft-Skatturnier. Ich muß die Mannschaften durch die schöne Heimat bewegen, Gewerkschaftsauftrag. Kurz vor Altenburg wahnsinniges Fußgetrommel auf dem Blech. Was ist los? Grand Ouvert, Durchmarsch, Revolution?

Wolodja von APN hämmert an meine Tür im 11. Stock des Minsker Hotels „Planeta". Aufstehen! Gleich kommt das Taxi nach Shodino!

★

Wir fahren achtzig Kilometer in Moskauer Richtung. Flach das Land links und rechts der „E 2", die Goldtupfer der Birkenwäldchen verloschen, das winterliche Leinen noch nicht gebreitet. Ein Torffeld, man ahnt die großen Sümpfe. Wie trostlos muß es ausgesehen haben, als der Krieg über Belorußland gewalzt war, einmal hin und einmal zurück. Minsk, die Hauptstadt, so zerstört, daß man lange überlegte, ob es nicht vernünftiger sei, sie an anderer Stelle von Grund auf neu zu bauen. Kaum ein Stein auf dem anderen auch in den Dörfern. Ich sehe jene alte Bäuerin vor mir, von der mir ein Hauptmann der Pioniertruppen erzählte. Hatte sich, ahnungslos, einen Staketenzaun aus schmalen Blindgängergranaten um ihr Gärtchen gesetzt, so viel gab es damals vom Müll des Krieges.

Wegräumen und Produzieren gingen in eins. Im Dörfchen Shodino am Rande des Sumpfgebietes begann 1947 ein Betrieb zur Fabrikation von Torfwalzen zu arbeiten, eine bessere Scheune. Das Foto des ersten prämiierten Arbeiters ist erhalten, Romaschko hieß er. Wie selbstbewußt er sein Werkzeug vorwies, einen einfachen Hammer! 1951 wurden bereits Maschinen für Straßenbau und Melioration hergestellt, 1958 gab das Minsker Autowerk die Produktion von schweren Kippern an Shodino ab. Heute werden 27-, 40-, 75-, 110- und neuerdings 180tonner am Fließband montiert. 5000 insgesamt pro Jahr, kein Werk in der Welt, das auf diesem speziellen Gebiet des Fahrzeugbaus eine auch nur annähernd große Stückzahl aufzuweisen hätte. Was die „Kleinen" angeht, so wird der UdSSR-Bedarf gedeckt, sie werden sogar kräftig exportiert, auch die DDR hat gekauft. Bei den Großen hingegen geht es noch nicht ohne teure japanische und amerikanische Importe, in Nerjungri zum Beispiel bei der Tagebauförderung der hochwertigen jakutischen Steinkohle. Das soll sich im 12. Fünfjahrplan von 1986 bis 1990, der dem XXVII. Parteitag der KPdSU zur Beratung vorliegt, ändern.

Noch 645 Kilometer bis Moskau. Kurz hinter der Entfernungsangabe das Ortsschild von Shodino. 50 000 Einwohner, Straßen wie mit dem Lineal gezogen, neue Häuser, wie man sie allenthalben sieht. Wir sind in der BELAS-Stadt angekommen.

★

Werde ich den Jüngsten und Größten der BELAS-Familie fahren dürfen? Jossif Mazkewitsch, der stellvertretende Chefkonstrukteur, ein rundgesichtiger, gutmütig wirkender Mann um die Fünfzig, läßt die Frage in der Schwebe. Nun, zumindest werden Sie mit dem Fahrer in der Kabine sitzen können ...

Die Frage, warum man solche monströsen Lastautos baut, kann ich mir ersparen. Ich habe sie, wenn auch noch nicht in diesen Abmessungen, arbeiten sehen. In den Diamantenminen von Mirny und Udatschnaja, auf den Goldfeldern von Aldan, beim Dammbau an den Kraftwerken Toktogul im kirgisischen Tienschan und in Ust-Ilimsk an der Angara inmitten der sibirischen Taiga. Sie sind unentbehrlich für die Erschließung von Bodenschätzen im Tagebauverfahren und bei der Anlage von Großbaustellen, zu denen kein anderes Transportmittel führt.

Je mächtiger das Fahrzeug, desto größer die Probleme. Jossif Mazkewitsch erläuterte es am Beispiel der Reifen. 150 Tonnen Eigengewicht plus 180 Tonnen Fracht, diese 330 Tonnen verteilt auf sechs Räder, die hinteren paarig, das heißt, ein Reifen muß mindestens 55 Tonnen Last tragen können. Das Bobruisker Reifenkombinat löste diese schwierige Aufgabe.

Die Konstrukteure machten es sich nicht leicht. Sie wählten – drei Jahre lang – als praktisches Prüffeld die härteste Gegend der Sowjetunion, das jakutische Nerjungri, wo Fröste unter minus 50 Grad keine Seltenheit sind. Sie zahlten nicht wenig Lehrgeld. Das Öl fror ein, Teile der Kraftübertragung fielen aus, Bremsen versagten, die Anlasser schafften es nicht ... Es mußten unter anderem neue Vorwärmesysteme und eine zuverlässig beheizbare Kabine entwickelt werden.

Und heute? Wie schneidet BELAS im Vergleich mit der Konkurrenz ab. Unsere Kipper, sagt Jossif Mazkewitsch, stehen den ausländischen in nichts nach, bei der Radaufhängung beispielsweise, wichtig für das Abfangen der Erschütterungen in schwierigem Gelände und damit für die Lebensdauer des Materials, sind wir besser als Japaner und Amerikaner. Schon in den sechziger Jahren erhielten 27- und 40tonner Messegold in Leipzig und Plowdiv, Qualität mit Tradition. Gern verweisen die BELAS-Leute auch darauf, daß sie ihre Schwerlaster ohne ausländische Lizenzen produzieren.

Geht das nun so weiter, werden die Kipper immer größer und größer oder ist da irgendwo eine Grenze? Unsere Kundschaft schreit nach größeren, sagt Jossif Mazkewitsch. Bereits für das neue Planjahrfünft hat die Wirtschaft einen Bedarf an 250- oder 280tonnern angemeldet. Denken Sie daran, was ich Ihnen von den Reifen berichtet habe. Eine zusätzliche Achse, das wären 100 Tonnen Tragfähigkeit mehr, eine mögliche Variante, und dann brauchen wir natürlich auch noch einen wesentlich stärkeren Motor. Nun, wir haben die Herausforderung angenommen. Zwischen 280 und 350 Tonnen liegt nach unserem derzeitigen Erkenntnisstand die Grenze, in der Tagebaukipper wirtschaftlich sind. Etwa fünf solcher Fahrzeuge transportieren so viel Kohle oder Erz wie ein ganzer Eisenbahnzug.

Wir kommen auf die jüngsten Beschlüsse des Politbüros der KPdSU zu sprechen, auf Michail Gorbatschows Reden bei seinen Besuchen in Zentren sowjetischer Industrie, eine davon gehalten auch hier in Minsk. Intensivierung lautet die Hauptforderung. Ganz klar, sagt Jossif Mazkewitsch, wir müssen mehr aus den vorhandenen Ressourcen machen. Nehmen Sie nur den Kraftstoff, unser 180tonner braucht schon wesentlich weniger Diesel als der 75tonner. Oder den Materialverbrauch, da läßt sich senken, etwa durch auf neue Art gebogene Profile. Wir wollen 12 Prozent Metall einsparen, 40 Prozent davon kommen auf das Konto von uns Konstrukteuren, da wissen Sie, was uns an Kopfzerbrechen bevorsteht. Die Elektronik wird eine immer größere Rolle spielen ...

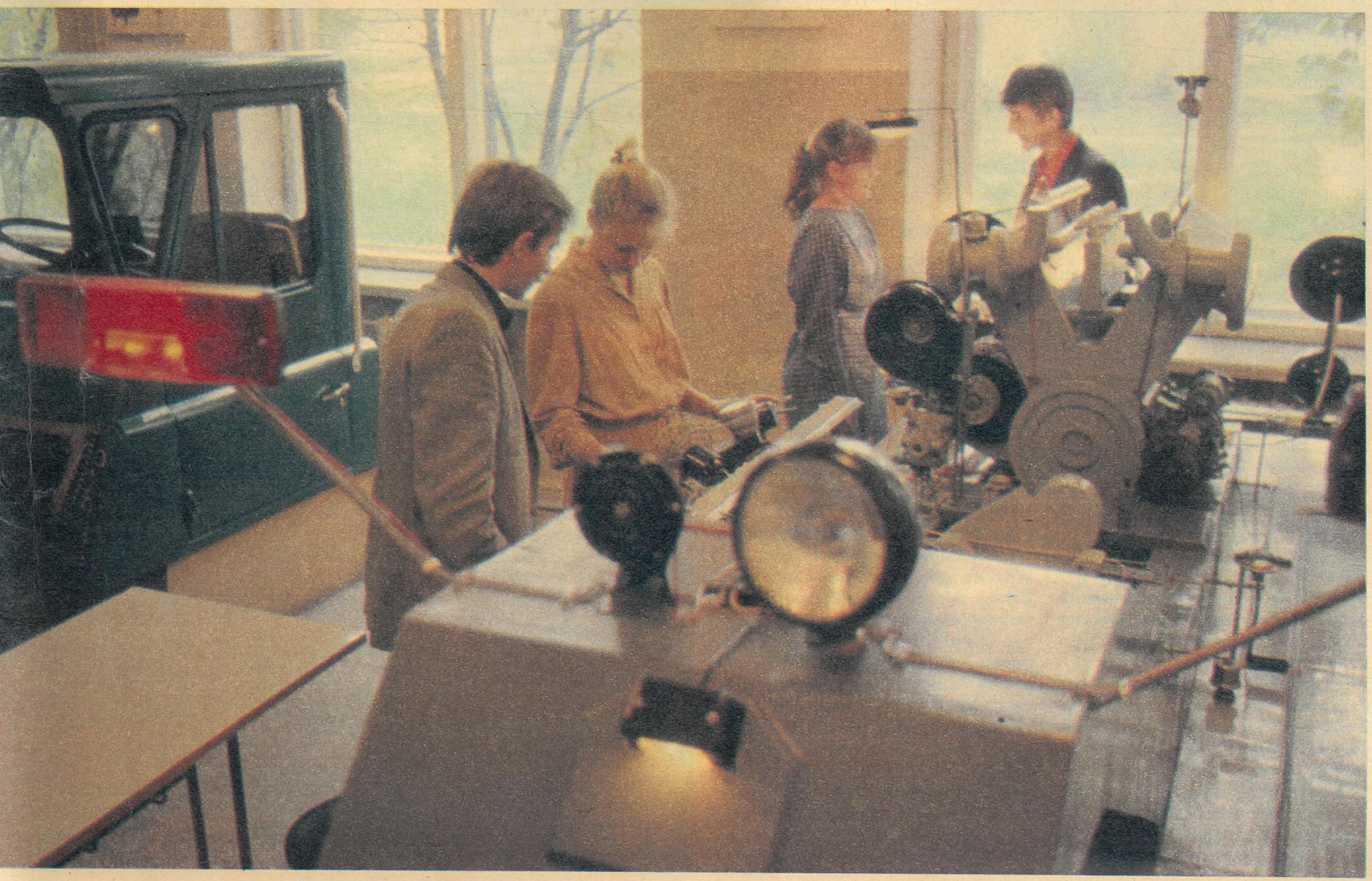
Das Telefon unterbricht unser Gespräch. Freundliche Verabschiedung: Ihr Testfahrzeug, Genossen!

★

Wir haben uns das fein ausgemalt: Einen 180tonner wollen wir nehmen und hinausfahren in eines der belorussischen Dörfer. Das knall-

Der BELAS 7521 in seiner ganzen Größe. Auf das 1,4fache soll das Werk seine Produktion im neuen Fünfjahrplan steigern – bei gleichbleibender Beschäftigtenzahl von etwa 11 000 Mitarbeitern.

Mehr als 1000 Schüler lernen im Direkt- oder Abendstudium an der technischen Fachschule des Betriebes. Hinzu kommen 250 von Minsk betreute Hochschulstudenten.



gelbe formschöne Ungetüm mitten auf der Dorfstraße, flankiert von grünen und blauen mit Schnitzzierat versehenen Holzhäuschen, die dem Riesen nicht mal bis zur Fahrerkabine reichen, wenn das kein Foto ist, Belorußland früher und Belorußland heute...!

Der uns begleitende Ingenieur schüttelt den Kopf. Noch nie ist einer von den Großen durchs Werktor gerollt, das gab es nicht, und das wird es nicht geben.

Wie das?

Zu hoch, zu breit, zu schwer. Wir müßten Straßen zusätzlich verfestigen, eventuell verbreitern, Brücken heben, den ganzen übrigen Verkehr lahmlegen.

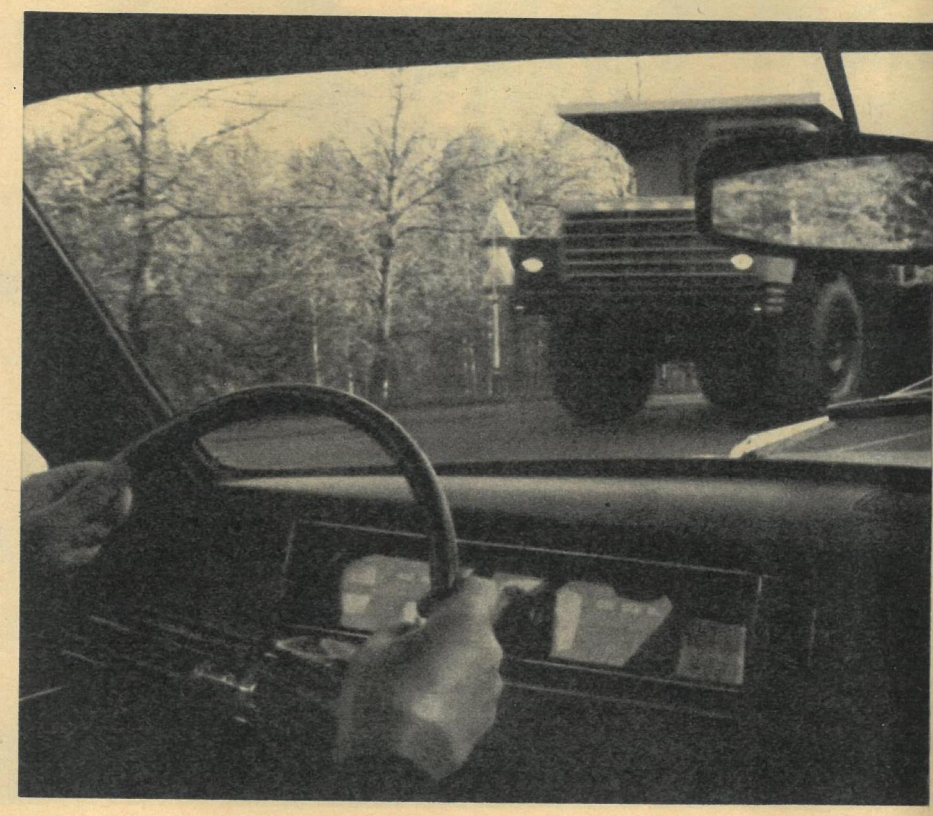
Aber wie kommen die Großkipper dann zum Einsatzort?

Stückchenweise. Per Bahn. Nach der Prüfung im Werk werden sie zerlegt. Die Ladefläche in drei Teile, die Räder separat, ebenso der Rahmen, der Diesel, Vorder- und Hinterachse... Sechs Waggons beansprucht ein einziges Fahrzeug.

Begegnung auf der Minsk–Moskauer Chaussee. Die „Kleinen" bei einer Überführungsfahrt (rechts)

Nichts also mit Stadt-Land-Symbolik. Doch, um ehrlich zu sein, das Pech des Fotografen kümmert mich im Augenblick wenig. Denn **ich** habe Glück. Michail Saroka winkt. Ich steige die gut vier Meter hohe Leiter zu ihm empor, laufe über die Plattform, öffne die Kabinentür, setze mich auf den Fahrerplatz.

Was er mir über den Sinn und Zweck der vielen Knöpfe und Anzeigegeräte erzählt, rauscht an meinen Ohren vorbei. Zwei Zahlen nur setzen sich im Kopf fest, obwohl sie im Moment völlig bedeutungslos sind. 2500 Liter Tankinhalt und vierzig Kilometer pro Stunde. Ich werde mich hüten, ganz langsam will ich das Ungetüm in Gang setzen. Und auch das habe ich behalten: Gänge gibt es nicht. Welch ein Riesengetriebe, welch gewaltige Kardanwelle wären in diesem Falle



vonnöten! Ich drücke den Hebel „Generator“ und ich drücke den Hebel „Vorwärts“, gebe Gas. der 2300-PS-Diesel erzeugt Strom, die Kraftübertragung erfolgt über starke Elektromotoren, die im Bereich der Hinterradnaben sitzen. Wir fahren.

★

Das Motorengeräusch ist erstaunlich leise. Schon nach kurzer Zeit fühle ich mich freier, blicke nicht

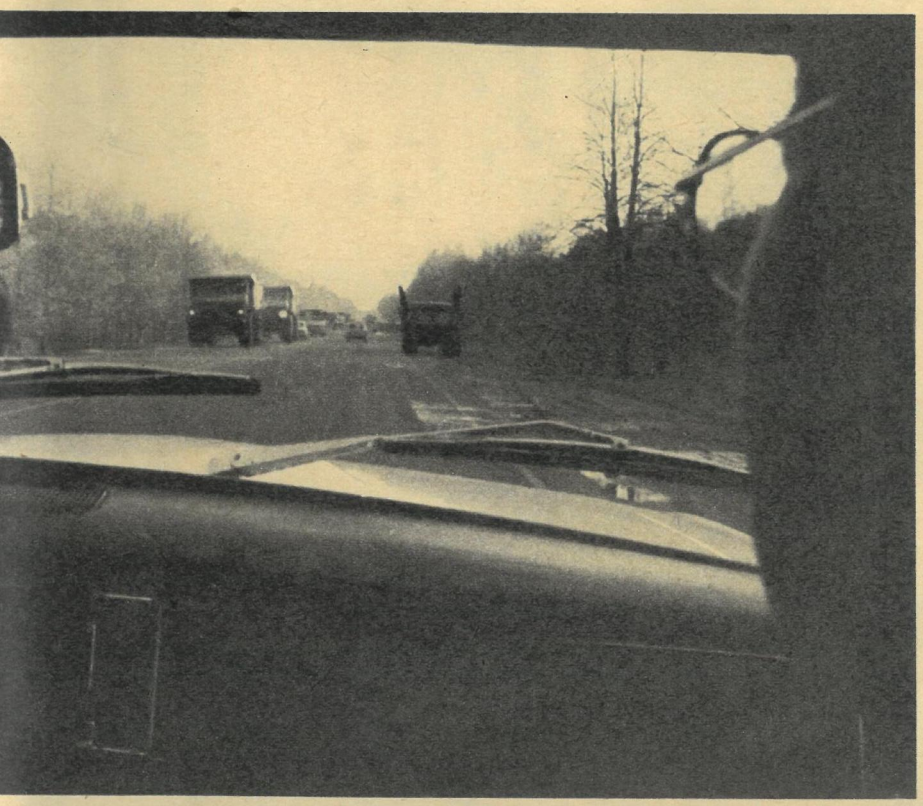
Dimensionen wie in einem Frachtschiff (links); Testfahrer Saroka bei einer Kontrolle im Vorderachsraum. Unten: Einige Meter Kabel weniger pro Fahrzeug, ein Verbesserungsvorschlag von Alexander Schimanowitsch, seit kurzem Kandidat der KPdSU (2. v. l.), und Mitgliedern seiner Jugendbrigade.

Fahr' selbst mal, Reporter...

mehr so verkrampft nach halbrechts und halblinks, aus Angst, einen Flutlichtmast oder eine Mauer niederzulegen. Lege an Tempo zu, kann schon mal einen Blick auf den Tacho riskieren. Kilometerstand 143. Mehr als gewöhnlich. Üblich sind 100 Kilometer für jedes Fahrzeug auf der Teststrecke. Vier bis fünf Tage dauert das, alle Baugruppen und Aggregate werden dabei gründlich überprüft. „Meiner“ hatte eine Unregelmäßigkeit im Hydrauliksystem, daher die Abweichung von der Norm. Alles in Ordnung jetzt. Die Gütevorschriften sind streng. BELAS-Tagebaukipper sollen die Zuverlässigkeit von Flugzeugtechnik besitzen, sollen langlebig sein und robust, menschenfreundlich in der Bedienung. Angenehm der Gedanke, daß in diesem klug gebauten Berg aus Blech und Stahl und Glas und Kabel auch ein Stück DDR-Präzisionsarbeit steckt, indirekt zumindest. 18 hochmoderne Werkzeugmaschinen, hauptsächlich aus dem Fritz-Heckert-Kombinat Karl-Marx-Stadt – darunter programmgesteuerte Dreh- und Fräsmaschinen, die sich schnell auf die unterschiedlichsten Arbeitsgänge umstellen lassen –, helfen Kipperteile zu produzieren.

Zwei andere Schwerlaster, ein 75er und ein 110er, gesellen sich auf das Testoval. Jetzt heißt es aufpassen. Einmal streckt Saroka die Hand nach dem Lenkrad aus, aber ich schaffe es, ohne daß er mir in die Speichen greifen muß.

Natürlich bin ich nicht mit der Erwartung gekommen, daß ich am Steuer eines solchen Giganten meine Muskeln über Gebühr strapazieren muß. Hatte vorher zu Hause im Lexikon nachgelesen: „Servo... die Einleitung von geringen Kräften in entsprechend gebaute Mechanismen zur Regelung und Steuerung großer Kräfte, z. B. Servobremse, Servomotor, Servolenkung (lateinisch servus, Diener)“. Und wenn ich mir hundertmal vor Augen halte (Zitat aus meiner Technik-Enzyklopädie), „in schweren Kraftfahrzeugen wird die am Lenkrad erforderliche hohe Lenkkraft durch eine Lenkhilfe herabgesetzt, indem der Lenkradausschlag eine Pumpe in Gang setzt, die Drucköl (oder -luft) in einem mit dem Lenkstockhebel verbundenen Arbeitszylinder drückt“ – ein Wunder bleibt es für mich doch, daß ich mit dem kleinen Finger Dutzende Tonnen dirigieren kann.



★

Nach der sechsten oder siebenten Runde steckt Lothar Willmann den Kopf durch die Tür.

Kannst du das Ding auch wieder zum Stehen bringen?

Ich sehe ihn nur an. Dann betätige ich die mittlere der drei Bremsen. Die pneumatische, die hydraulische, die elektrodynamische? Der Teufel weiß es. Ich versuche, gefühlvoll zu treten, damit Bildreporter und APN-Betreuer draußen an Deck nicht über die Reling in die Tiefe stürzen.

Es ruckt nur ein ganz klein bißchen, dann steht das Schiff.

Na, wie war's? fragt Michail Saroka, Testfahrer der 180tonner. Ganz schön gewaltig, antworte ich, aber fährt sich fast wie ein Lada. Saroka nickt. Genau das wollte er hören.

BILDER UND STANDPUNKTE

Schönheit und Nutzen

Wer freut sich nicht bei einer Wanderung, bei einer zünftigen Skitour oder einem Ausflug im Pferdeschlitten über die Romantik eines tiefverschneiten Winterwaldes, in dem die Eiskristalle in glasklarer Luft in den Sonnenstrahlen funkeln und unserer Phantasie ständig neue Bilder eingeben. Der Naturbetrachter empfindet diese Schönheit, kennt er aber auch den Nutzen des Waldes? Immer mehr Menschen erholen sich in ihrer Freizeit aktiv. Der Wald bietet ihnen dafür günstige Möglichkeiten. Die einen suchen die Ruhe des Waldes, seine sauerstoffreiche, nach Harz duftende Luft, erfreuen sich an der Vielfalt der sie umgebenden Pflanzen- und Tierwelt, sind leidenschaftliche Pilz- oder Beerensammler. Andere gehen ihrem Hobby als Naturfotograf, als Botaniker, Zoologe und Ornithologe nach oder sorgen sich als Naturschutzhelfer um seltene Tiere und Pflanzen.

Nahezu 42 000 Jäger pflegen das Weidwerk und hegen das in unseren Wäldern heimische Rot-, Dam-, Schwarz- und Rehwild sowie Niederwild und halten das Raubwild und Raubzeug in notwendigen Grenzen.

Der Nutzen des Waldes ist vielseitig. Von den Rohstoffen sind Holz und Harz für unsere Volkswirtschaft unentbehrlich. Immerhin haben wir 1986 10,5 Millionen Kubikmeter Rohholz bereitzustellen. Die landeskulturellen Leistungen stehen der Rohstoffproduktion jedoch nicht nach. Der Wald beeinflußt das Klima, reguliert den Wasserhaushalt und verhindert Wind- und Wassererosionen.

Um seinen Nutzen zu mehren und die Schönheit zu erhalten, wird in unserem Land der Wald von 77 staatlichen Forstwirtschaftsbetrieben planmäßig bewirtschaftet. In 400 Oberförstereien und 2200 Revieren sorgen die Förster gemeinsam mit 51 000 Forstarbeitern dafür, daß die Wälder gepflegt, das hiebsreife Holz geerntet und die abgeernteten Flächen schnell wieder mit jungen Pflanzen aufgeforstet werden. Sie sind dabei für jede Hand dankbar, die sie bei der Pflanzung und Pflege, insbesondere bei der Aufarbeitung von Bruch- und Dürrholz unterstützt. Die Pflege ist eine ständige Aufgabe, denn nahezu 100 Jahre brauchen die Kiefern und Fichten und 140–150 Jahre die mächtigen Buchen und Eichen, bevor sie als Furnier- und Sägeholz eingeschlagen werden können.

Unser Brotbaum, die Kiefer, nimmt die Hälfte der Waldfläche (54 %) ein, bestimmt den Waldcharakter im Tiefland. Reichlich ein Fünftel der Waldfläche (22 %) sind Fichtenwälder, vorwiegend im Mittelgebirge und Hügelland. Buchen (7 %), Eichen (5 %) und andere Laubbaumarten bilden Wälder auf Moränen, im Hügelland und in Auen.

Für den Forstmann ist ein schöner Wald in erster Linie ein gepflegter, gesunder, produktiver Wald, der einen hohen Zuwachs an Nutzholz sichert, in dem kein Siedlungsmüll den Anblick der Natur verunstaltet. Der Stolz seines unermüdlichen Wirkens, auch gegen die Forstschädlinge.

Den Wald allseitig zum Wohle des Menschen zu nutzen, ist ebenfalls Anliegen der ökonomischen Zusammenarbeit der Länder des RGW. Forstmaschinen aus der Sowjetunion und von anderen sozialistischen Partnern erleichtern heute die schwere Waldarbeit. Die Wissenschaftler unserer Länder arbeiten gemeinsam an ausgewählten Themen der Intensivierung der Waldbewirtschaftung, besonders auf den Gebieten der Pflanzenzucht, des Schutzes und der Pflege unserer Wälder.

Oberlandforstmeister
Dr. Dieter Bieberstein

● Wörtlich

Wir Naturfreunde wissen, daß es heute primär darum geht, dem selbstmörderischen Ausbau der Bundesrepublik zur nuklearen Plattform der USA Einhalt zu gebieten, den Rüstungswettlauf zu stoppen, eine Beteiligung unseres Landes an dem militärischen Weltraumprojekt der USA (SDI) zu verhindern.

Hans Peter Schmitz, Bundesvorsitzender der Naturfreunde

● Kurz berichtet

Das sowjetische Forschungsschiff „Michail Somow", das im vergangenen Sommer 133 Tage von Eismassen eingeschlossen war, liegt jetzt nach Generalüberholung zu neuer Forschungsarbeit bereit.

Etwa 5000 freiwillige Helfer aus Managua und weitere 25 000 aus dem ganzen Land sind zur Zeit auf den Kaffeeplantagen im Norden Nikaraguas im Ernteeinsatz.

Salz anstelle von Asphalt verwendet man in der chinesischen Provinz Qinghai als Straßenbelag. 500 Kilometer „Salzstraße" wurden bisher angelegt.

Auf dem Grunde des Balchaschsees in der kasachischen Steppe entdeckten Hubschrauberpiloten bei einem Routineflug eine Stadt, die – auf einer Sandbank gelegen – den See in ein Süß- und ein Salzwasserreservoir trennt. Früher befand sich an dieser Stelle der nördlichste Abzweig der Großen Seidenstraße.

Über eine Million Briefmarken – darunter das erste polnische Postwertzeichen von 1860, Liebhaberstücke aus Blattgold und Seide, einzigartige Fehldrucke – wurden im Post- und Fernmeldemuseum Wroclaw zusammengetragen.

Einblick in die Geschichte und die Methoden der Arbeit der Meteorologen im Gebiet des Arktischen Ozeans soll ein Wettermuseum geben, das gegenwärtig in der Hafenstadt Archangelsk eingerichtet wird.

Rund eine halbe Million Yaks gibt es in der Mongolischen Volksrepublik. Die anspruchslosen Gebirgsrinder liefern neben fettreicher Milch und mehreren hundert Kilogramm Fleisch auch Felle für die Leichtindustrie.

57 Weinsorten haben Wissenschaftler des Weinbauinstituts in Nowotscherkassk in den vergangenen 50 Jahren gezüchtet. Auf den Versuchsfeldern werden gegenwärtig 130 Sorten getestet.

Fotos: V. Hohlfeld

Wort halten ist Ehrensache

Mit einer guten Bilanz gehen die über 6 Millionen Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ins neue Jahr. Das wurde auf der 8. Tagung des Zentralvorstandes Mitte Dezember deutlich, auf der Vizepräsident Heinz Kuhrig den Bericht gab (Foto unten). Über 4,2 Millionen Freunde hatten im Verlaufe des Jahres 1985 auf den Jahreshauptversammlungen und Delegiertenkonferenzen über ihren spezifischen Beitrag zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED beraten. So sind zum Beispiel Schwerpunkte der politisch-ideologischen Arbeit in rund 50 000 Arbeitsprogrammen enthalten. Ihre Erfüllung wird zum Parteitag abgerechnet. Das Bekenntnis zum Bruderbund mit der Sowjetunion wird auch durch ökonomische Leistungen sichtbar. Davon berichtete auf der Tagung u. a. Ingrid Bösel, Material-Disponentin im VEB Mikroelektronik „Karl Marx" Erfurt, einem Betrieb, der eng mit der UdSSR und ihrer Volkswirtschaft verbunden ist, was die jüngsten Festlegungen der Paritätischen Regierungskommission erneut bestätigten: „Wer sich damit beschäftigte, hat erfahren, daß die Zusammenarbeit besonders in jenen Bereichen wesentlich intensiviert wird, die mit Spitzentechnologien verbunden sind, also einen weiteren Leistungsschub erbringen. Das ergibt große Aufgaben für unseren Stammbetrieb im nächsten Zeitabschnitt, nämlich die Erweiterung des verfügbaren Bauelementesortiments für den Export ins Bruderland… Deshalb haben wir unter Führung der Betriebsparteiorganisation darüber in den 179 Arbeitskollektiven, die den Ehrennamen ‚Kollektiv DSF' tragen, umfangreiche Überzeugungsarbeit geleistet und erreicht, daß immer mehr Werktätige erkennen, daß die termin- und qualitätsgerechte Erfüllung der Exportverpflichtungen in die UdSSR eine Ehrensache ist. Aktive Helfer in den Gruppengesprächen sind uns die annähernd 50 Absolventen sowjetischer Hochschulen, die im Bruderland nicht nur zu hervorragenden Spezialisten, sondern auch zu Kommunisten und glühenden Verfechtern der deutsch-sowjetischen Freundschaft wurden. Entsprechend der Arbeitsprogramme nehmen der zentrale Vorstand und die Abteilungsvorstände unserer Gesellschaft stärkeren Einfluß auf die Herausbildung und Vertiefung sozialistischer Denk- und Verhaltensweisen…" „Es bleibt bei der bewährten Losung ‚Je stärker der Sozialismus, um so sicherer der Frieden'", sagte der Präsident der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, in seinem Schlußwort. „Unter Führung der Partei tragen alle Mitglieder der gesellschaftlichen Organisationen – darunter auch die der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft – dazu bei, ihr sozialistisches Vaterland, die DDR, als Hort des Friedens allseitig zu stärken und international gesehen, ihre Autorität als stabilen und sich dynamisch entwickelnden sozialistischen Staat weiter zu heben…"

Ina Stritzke

In der Beratungspause: Präsident Erich Mückenberger, Ingrid Bösel, Heinz Walther und Dr. Siegfried Lange

Alte Häuser, neue Qualität

Auskünfte für FREIE WELT gab Wolfgang Schöne, 33 Jahre, Jugendbrigadier in der „FDJ-Initiative Berlin", aus dem VEB Kreisbau Bad Liebenwerda.

Sie Sind in Reichenhain, einem kleinen Dorf bei Bad Liebenwerda, aufgewachsen. Ihre Frau und ihr Sohn leben dort. Warum fahren Sie Woche für Woche zur Arbeit nach Berlin?

Angefangen hat es 1973 mit dem Bau einer Produktionshalle im Berliner Bremsenwerk. Ich wurde von meinem Betrieb in Bad Liebenwerda nach Berlin delegiert. Ein Vierteljahr wollte ich bleiben. Nun sind es zwölf Jahre geworden.

Wie kam das?

Ich wurde gleich als Jugendbrigadier eingesetzt. Da kann man nicht einfach gehen, wann es einem in den Kram paßt. Und 1976, als zum Zentralen Jugendobjekt „FDJ-Initiative Berlin" aufgerufen wurde, standen wir plötzlich mittendrin im großen Baugeschehen. Das hieß doch was, neue Wohnungen zu bauen. Gerade hier. Solche Wohnungen wie in den alten Berliner Stadtbezirken ohne Toilette und Bad, dunkel, haben wir in Reichenhain nicht mehr. Nachdem wir einige Jahre an Industrieobjekten arbeiteten, sind wir nun in den Stadtbezirk Mitte umgezogen, zum Cottbuser Bezirksjugendobjekt. Wir bauen in der Wilhelm-Pieck-Straße alte Wohnungen um, so daß sie im Komfort einem Neubau nicht nachstehen. Wände werden neu gesetzt, Bäder, Innentoiletten, neue Fenster eingebaut...

War das eine große Umstellung für das Kollektiv?

Ja. Aber gerade mit der Pieckstraße sind auch wir als Jugendbrigade wieder ein Stück gewachsen. Wir sind acht Mann, und jeder hilft dem anderen, wenn er Fragen hat. Mein „Vize" Jürgen Niesar steht wie eine Eins, so daß auch alles gut läuft, wenn ich unterwegs bin. Auf jeden kann ich mich verlassen. Na gut, bis auf einen. Der ist noch neu und meint, sein Tempo selbst bestimmen zu können. Aber wir werden ihn schon noch hinbiegen.

Die Wilhelm-Pieck-Straße ist kaum wiederzuerkennen...

Das sagen alle, die hier vorbeikommen. Dabei fing gerade das vergangene Jahr gar nicht so gut an. Wir starteten mit einem Planminus. Von der KWV hatten wir nicht die nötige Baufreiheit erhalten. Das brachte uns Verzögerung. Nun hätten wir sagen können, rechnen wir eben weniger Wohnungen ab. Aber davon war keine Rede. Jede Wohnung, in die eine Familie später einzieht – was das bedeutet, brauch' ich wohl nicht zu erklären. Um aufzuholen führten wir den Leistungsvergleich mit den Kollegen aus Jessen, trieben uns gegenseitig voran, guckten uns von der Brigade aus Weißwasser ab, wie man mauert ohne zu verputzen. Auch wir verwendeten nun Gasbetonsteine, die nur noch verfilzt werden müssen. Nach unserer Höchstleistungsschicht zum Weltfriedenstag siegten wir zum ersten Mal im Wettbewerb. Damit schafften wir die Voraussetzung, daß wir am Jahresende insgesamt 60 Wohnungen wie geplant und jede mit Qualitätspaß übergeben konnten.

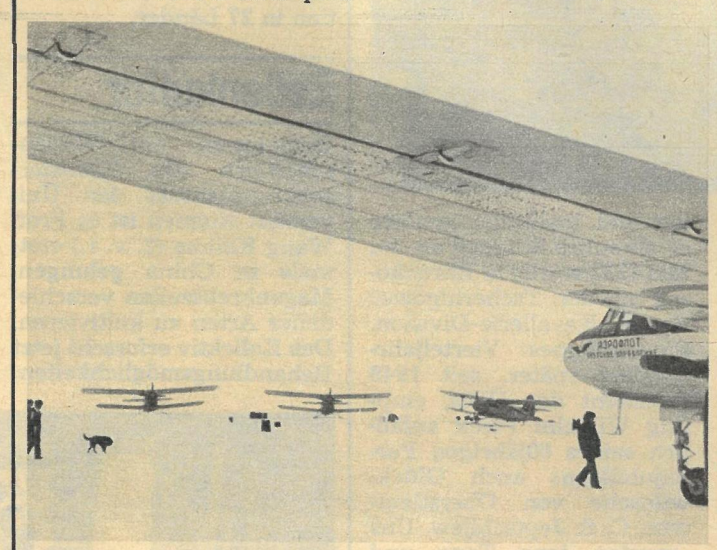
Was hat die Brigade aus dem alten Jahr in das neue mitgenommen?

Voriges Jahr war ich delegiert zu den XII. Weltfestspielen in Moskau. Dort sprach ich mit jungen Leuten aus Chile, die illegal für ein besseres Leben kämpfen und mit Angolanern, die gerade erst mit dem Aufbau des Sozialismus anfangen. Ich habe dabei begriffen, wie eng der persönliche Einsatz eines jeden mit der Sicherung des Friedens zusammenhängt. Als ich wieder nach Hause kam, habe ich mit meinen Leuten in der Brigade darüber gesprochen. Und wir sind uns einig: Die Wilhelm-Pieck-Straße übergeben wir zum Termin und in entsprechender Qualität zum XI. Parteitag. Dabei wollen wir auch neue Wege gehen und eine Komplexbrigade, in der alle Gewerke zusammenarbeiten, bilden. Wir erhoffen uns davon, die Häuser nicht nur schneller, sondern auch effektiver zu rekonstruieren.

Interview: Bärbel Rechenbach

Neuigkeiten aus der Arktis

Polarnacht über der Arktis. Von der Polkappe, der „Eiskrone" unseres Planeten, bis zu den Küstenregionen überm nördlichen Polarkreis ist alles eingehüllt ins Winterdunkel. Lediglich in den südlichen Nordbreiten zeigt sich – täglich um die Zeit des „hohen Mittags" – am Horizont ein fahles, blau-graues Dämmern. Dennoch hält die Arktis keineswegs Winterschlaf! Die Menschen in Häfen und auf Flugplätzen, in Siedlungen, Städten, auf Baustellen und Rentierweiden, in Werken und Forschungsstationen zwischen Barentssee und Beringmeer haben in dieser härtesten Zeit des Jahres besonders schwere Anstrengungen zu bestehen. Dazu kommen im diesjährigen Polarwinter Wetterextreme, die regional Gewohntes regelrecht auf den Kopf stellen: An der Küste der Kola-Halbinsel, ansonsten durch die Wirkung des Golfstromes mit gemäßigten Winterbedingungen bedacht, ein selten erlebter, harter und anhaltender Kälteeinbruch mit Minustemperaturen um 40 Grad. Fern im Osten dagegen kletterte im Gefolge eines Zyklons, quasi über Nacht, die Thermometersäule um nahezu vierzig Gradstriche von unter minus 30 bis über plus



6 Grad. Tagelang anstürmende warm-feuchte Luftmassen verwandelten auf Tschukotka die Tundra in Morast, in Bäche und Seen tauenden Schnees. Als die jahreszeitlich gewohnten Fröste wieder einkehrten, erstarrte das Land wie unter einem Eispanzer – höchste Gefahr für die 500 000köpfigen Rentierherden, deren Nahrung, das Rentiermoos, anstatt von lockerem Schnee bedeckt, seither unter Eis verschlossen ist. Zwei Beispiele nur, doch beide zeigen anschaulich, wie unverzichtbar es ist, aus dem Arktischen Ozean, einer der erstrangigen „Wetterküchen" unserer Nordhalbkugel, beständig vorausschauende Wetterinformationen zu erhalten. Weil kreuzende Wetterschiffe, verankerte oder driftende Wetterbojen in den ozeanischen Arktisregionen gegen Pack- und Treibeis chancenlos sind, nutzt die UdSSR-Arktisforschung schwimmende Eisinseln als driftende Forschungsplattformen. Derzeit befinden sich „Nordpol 26" sowie „Nordpol 27" auf der Drift und erreichten mittlerweile den geografischen Nordpol. Die Einrichtung der 27. Station war übrigens – im Frühling '84 – erstmals auf neuartige, wagemutige, aber zugleich erheblich zeit- und kostensparende Weise erfolgt: Ein Team von Fallschirmsportlern eroberte als Vor- und Einrichtungskommando durch einen gemeinsamen kühnen „Sprung in die Eiswüste" (siehe FW 14/84) die auserkorene, treibende Scholle. Einige Tage nach Einbruch der diesjährigen Polarnacht startete Ende Oktober von Leningrad die fliegende Expedition „Sewer" (Nord), um sowohl ein neues, ausgedehntes Eisfeld zu erkunden, auf dem bei Winterende die Arktisstation „Nordpol 28" eingerichtet werden soll, als auch um die Forscher auf den Driftstationen Nummer 26 und 27 mit Brennstoff, Lebensmitteln und Ausrüstungen für die Überwinterung zu versorgen (unser Foto: gelandete Polarflugzeuge auf einer Driftstation). Hunderte von Forschungsteams haben sich bereits auf derartigen Eisinseln abgewechselt, sorgten somit für immer zuverlässigere Wetterprognosen, beobachteten Eisbewegungen, Meeresströmungen und vieles andere. All das ermöglicht, tiefer in die Geheimnisse der Arktis einzudringen und daraus Erkenntnisse zum Nutzen des Menschen zu gewinnen.

Boris Pankow

Der Biedermann Mittelbach

Der einstige SS-Scherge und nachmalige Lehrer in der BRD, Wolfgang Otto, gilt als das einzige noch am Leben befindliche Mitglied des Kommandos, das auf Hitlers Befehl in der Nacht zum 18. August 1944 im KZ Buchenwald Ernst Thälmann heimtückisch ermordete; ihm wird jetzt – 41 Jahre nach dem Verbrechen – in Krefeld der Prozeß gemacht. Indes genießt ein ebenfalls Mitschuldiger nach beachtlicher Juristenkarriere bei den Nazis wie in der BRD als angesehener Biedermann seine hochbemessene Pension: jener Dr. Mittelbach, der als Staatsanwalt in Berlin die am 3. März 1933 erfolgte widerrechtliche Verschleppung des Reichstagsabgeordneten Thälmann in einen Nazikerker einige Tage später mit einem Haftbefehl skrupellos legalisierte. Dämmert ihm wenigstens heute, daß er an der heimtückischen Beseitigung des größten deutschen Arbeiterführers jener Zeit mitschuldig ist? Ein Reporter der BRD-Publikation „Deutsche Volkszeitung/die tat" sprach mit dem Oberlandesgerichtsrat a. D. Was der feine Herr von sich gab, war u. a. dies: „Uns wurden Listen vorgelegt von Leuten, die irgendwo aufgegriffen wurden, und dann wurde man gefragt, ob man einen Haftbefehl erläßt. Ich hatte niemals Zweifel gehabt... würde ich heute noch nicht haben. Ich würde heute noch die Kommunisten alle in Haft nehmen... Ich halte den Kommunismus für das Ende der Menschheit." Und der Prozeß gegen Otto? Die Aufhebung der Verjährung war „ein Fehler... die Angeklagten, die heute, nach vierzig Jahren, vor Gericht stehen, sind ganz andere Personen als die damals leicht (!) blindwütigen SS-Angehörigen. Man sollte das endlich lassen." Die Mörder von einst – jetzt geläuterte, harmlose Leute? Weder sie noch Biedermann Mittelbach – wie sich zeigte. Kommunistenhasser wie schon als Büttel der braunen Diktatur, würde er weiter einsperren, wenn er könnte. Und Sühne für das an Thälmann begangene Verbrechen kommt für ihn schon gar nicht in Frage. Zweimal hatte die Staatsanwaltschaft Köln das Verfahren gegen Otto „mangels Beweisen" eingestellt; in jenem Köln, an dessen Oberlandesgericht zufällig auch Mittelbach lange Zeit tätig war.

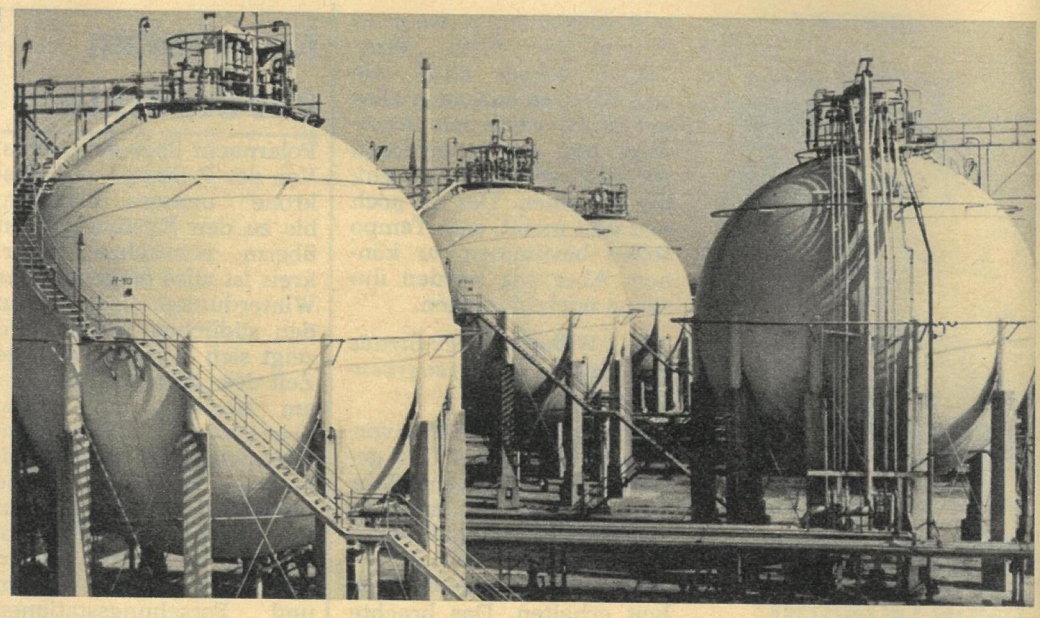
Horst Schötzki

Ehren-Kosak aus Guben

Obgleich im 19. Jahrhundert geboren, war Wilhelm Pieck ein Mensch der neuen Zeit, der das Verreisen stets mit dem Verweilen verband. Gelegentlich, das blieb nicht aus, widerfuhr dem Tischler aus Guben dabei ein Mißgeschick. Im Mai 1927 begleitete er den Parteivorsitzenden Thälmann nach Moskau, wo die VIII. Tagung des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (EKKI) zusammentreten sollte. In Polens Metropole machte der Zug geraume Zeit Station

und verführte zu einer kurzen Visite in der Stadt, die aber ungeplante Fortsetzung dadurch fand, daß der 41jährige zu spät zurückkehrte. Gepäck und Mantel dampften bereits gen Moskau, erst 24 Stunden später bot sich die Möglichkeit, ihnen zu folgen... Ernst Thälmann und die anderen Genossen empfingen anderntags den Nachkömmling im Haus der Komintern mit sanftem Spott. Im Herbst 1930 beschloß das Politbüro des ZK der KPD, Wilhelm Pieck erneut nach Moskau zu entsenden. Als ständiger Vertreter der Partei beim EKKI sollte der Kutschersohn seine Fähigkeiten der internationalen kommunistischen Bewegung zur Verfügung stellen. Am 2. November traf er in Moskau ein und fuhr schon wenig später quer durchs Land: Nahezu anderthalb Monate führte er eine Studiendelegation kommunistischer Redakteure aus Deutschland von Großbaustelle zu Großbaustelle des ersten Fünfjahrplans. Zwölf mal tausend Kilometer lang war die Reiseroute, auf der Swerdlowsk und Tscheljabinsk lagen, Magnitogorsk und Slatoust, Samara (heute Kuibyschew), Taschkent, Samarkand und Buchara, Kargan, Aschchabad und Krasnowodsk, Baku, Stalingrad (heute Wolgograd), Rostow, Dneprostroi sowie Charkow. Wilhelm Pieck war unter den sowjetischen Arbeitern und Bauern seit seinem ersten Besuch im Lande Lenins 1921 nicht mehr unbekannt: Er wurde als international geachteter Revolutionär, der noch mit Lenin diskutiert hatte, sehr verehrt. Vielen Brigaden, Parteizellen und Instituten gehörte er als stilles Mitglied an. Im Mai 1932 wurde er Ehrenkosak in der Tschernigower Roten Kavallerie-Division. Ein knappes Vierteljahrhundert später, seit 1949 Präsident der DDR, empfing Wilhelm Pieck anläßlich seines 60jährigen Parteijubiläums auch Glückwünsche von Oberstleutnant C. S. Jeptschijew. Uns „werden jene Tage und Jahre stets unvergeßlich bleiben, als Sie zu allen Jahrestagen unserer Division... zu uns in die Stadt Starokonstantinow kamen", telegrafierte der ehemalige Rote Kosak. „Möge die Freundschaft zwischen dem deutschen Volk und den Sowjetvölkern noch mehr erstarken, kommen Sie zu uns, lieber Genosse Pieck, wir werden Sie wie einen lieben Vater empfangen." Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. – Am 3. Januar gedenken wir seines 110. Geburtstages.

Frank Schumann

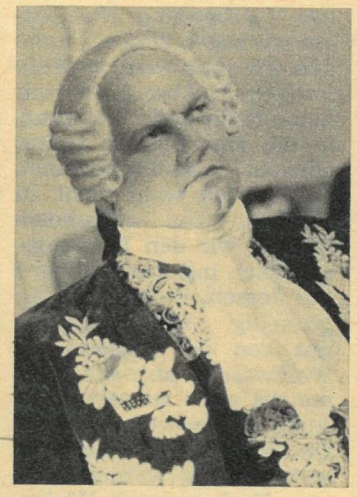


Gaskugeln

Erfolgreich rechneten die 8000 Chemiearbeiter von SLOVNAFT, dem größten petrolchemischen Unternehmen der ČSSR, das an die Erdölleitung „Freundschaft" angeschlossen ist, den Plan 1985 ab. Sie erzeugten zusätzlich 23 000 Tonnen Dieselöl, Vergaserkraftstoff und Bitumen sowie 12 000 Tonnen Polypropylän. Die Jahreskapazität des von SLOVNAFT veredelten, aus der Sowjetunion kommenden Erdöls umfaßt über sieben Millionen Tonnen. SLOVNAFT stellt 220 verschiedene Erzeugnisse her und exportiert 13 Prozent der Produktion in 27 Länder.

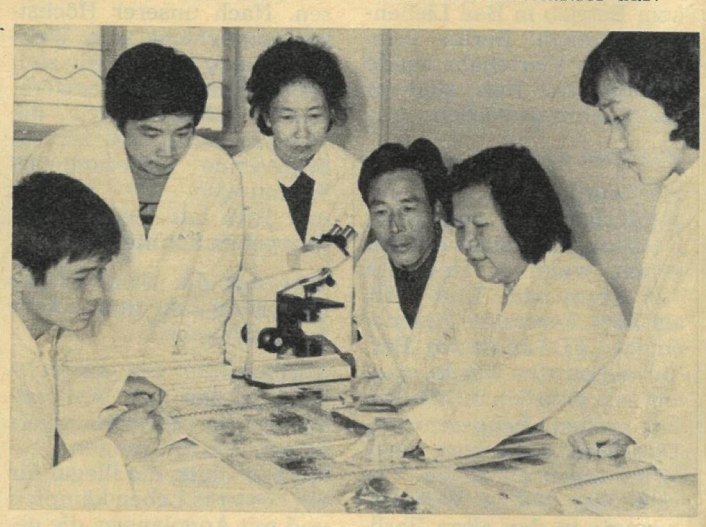
Zellenkultur

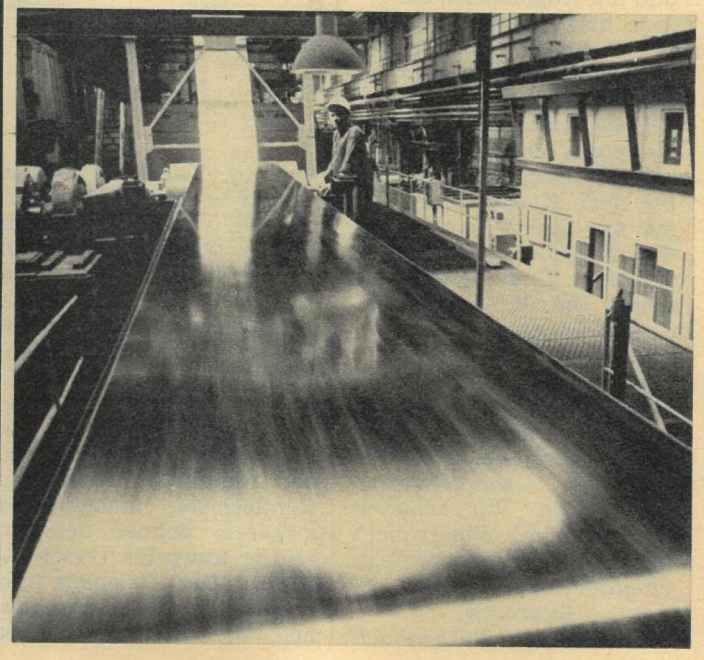
Gemeinsam mit Wissenschaftlern des Krebsforschungsinstituts der Universität Xiamen ist es Prof. Wang Kaihua (2. v. r.) erstmals in China gelungen, Magenkrebszellen verschiedener Arten zu kultivieren. Das Kollektiv erforscht jetzt Behandlungsmöglichkeiten.



Filmepos

In den Studios von „Mosfilm" entsteht zur Zeit ein 9teiliger Film über den berühmten russischen Gelehrten Michail Lomonossow. Da eine große Periode im Leben des Haupthelden zu gestalten ist, besetzte Regisseur Alexander Proschkin die Titelrolle mit zwei Schauspielern – den jüngeren Lomonossow spielt A. Michailow vom Zentralen Kindertheater, Igor Wolkow (Foto) stellt den erwachsenen Wissenschaftler dar.





Exportbleche

470 000 Tonnen Walzstahl und 60 000 Tonnen geschweißte Stahlrohre exportiert das größte metallurgische Werk der Slowakei, die Ostslowakische Eisenhütte Košice, jährlich in die Mitgliedsländer des RGW. Größter Abnehmer ist dabei die Sowjetunion, mit deren Hilfe der Betrieb im Jahre 1960 erbaut wurde und die einen Großteil der benötigten Eisenerze liefert. Heute produzieren hier über 24 000 Beschäftigte jährlich 4,3 Millionen Tonnen Stahl und über 2,5 Millionen Tonnen Walzstahl. Der Anteil an der landesweiten Produktion von Roheisen beträgt 33 Prozent.

Hohes Tempo unterm Bug

Der Bau der Erdgasleitung Kobrin–Brest–Warschau ist ein Ergebnis polnisch-sowjetischer Vereinbarungen und wurde im September 1984 als eine der wichtigsten Investitionen Polens in Angriff genommen. Die Arbeiten an dem knapp 95 Kilometer langen Stück auf sowjetischer Seite zwischen Kobrin und Brest sind soweit abgeschlossen. Auf polnischer Seite schiebt sich das stählerne Rohr Meter für Meter von Warschau in Richtung Osten zur Grenzstadt am Bug vor. Hier sind es insgesamt 167 Kilometer, die bewältigt werden müssen. Auf 147 Kilometern davon beträgt der Rohrdurchmesser 700 Millimeter, und es ist vor allem den Arbeitern des Hüttenwerkes „Ferrum“ in Katowice zu danken, daß, zum Teil auch unter komplizierten Produktionsbedingungen, alle Termine und Lieferbedingungen pünktlich und zuverlässig eingehalten wurden. Der schwierigste Abschnitt allerdings sind die letzten zwanzig Kilometer Strecke einschließlich der Unterquerung des Bug. Mehr als die Hälfte davon sind jedoch schon geschweißt. Die Rohre an diesem Abschnitt haben einen Durchmesser von 1000 Millimeter, da später von diesem Strang auch noch eine Leitung in die südlichen Bezirke Polens abgehen soll. Rohre von dieser Stärke werden in der VRP nicht produziert, sie kommen aus sowjetischen Hüttenbetrieben. Inzwischen haben bereits 100 Kilometer der polnischen Strecke die Hauptdruckprobe bestanden, die Fachmänner sind mit dem Ergebnis zufrieden. Das hohe Bautempo vor Ort und die Rekordleistungen aller Beteiligten dürften dazu führen, daß noch 1986 eine Milliarde Kubikmeter Erdgas zusätzlich den Weg aus Kobrin nach Warschau antreten kann. In unserem Nachbarland schenkt man dem Bau der Leitung viel Beachtung, soll doch das sowjetische Erdgas der polnischen Volkswirtschaft helfen, die Brennstoff- und Energieversorgung des Landes bis zum Jahre 2000 zu sichern. Mit der Nutzung der künftigen Gasleitung muß aber gleichzeitig ein umfassendes Programm des rationelleren Gebrauchs von Energie- und Brennstoffen einhergehen. Nur so wird man den wachsenden Anforderungen der modernen Wirtschaft in den nächsten Jahren gerecht.

Ingrid Kirschey-Feix

Urwaldfreuden an der Moskwa

Kurz hintereinander kamen im Moskauer Zoopark zwei Orang-Utans auf die Welt. Die inzwischen halbjährigen Affenmädchen, von ihren jungen, noch unerfahrenen Müttern nicht angenommen, müssen mit der Flasche aufgezogen werden. Ihr Quartier ist die gut durchwärmte Quarantänestation; die possierlichen Zwerge können daher zur Zeit nicht vom Publikum bewundert werden. Zoogeburten bei den großen Affenformen, die verwandtschaftlich dem Menschen am nächsten stehen, gehören nach wie vor zu den Besonderheiten. Verständlich, daß Direktor Spizin (Foto unten) sich jeden Tag persönlich vom Wohlbefinden der beiden Stars im Ensemble des Nachwuchses überzeugt. Ein Besuch von Mitarbeitern des Berliner Tierparks im Rahmen des traditionellen Freundschaftsaustausches zwischen Berlin und Moskau bot Gelegenheit zu exklusiven Aufnahmen. Bildlich der Beweis, wie freudig die Kuscheldecke als „Patengabe“ von der Spree aufgenommen wurde… Außer in Moskau werden Orangs auch in den sowjetischen Zooparks Kaliningrad, Tallinn und Rostow am Don gehalten; Moskau allein besitzt nicht weniger als vier Paare – und zwar in beiden auf der Erde vorhandenen Unterarten. Die von Sumatera stammende ist größer und heller im Haarkleid als die von Kalimantan (Borneo). In Moskau hat man sich das Ziel gesetzt, beide Unterarten rein zu züchten (ein Prinzip, das erst in den vergangenen Jahrzehnten in der Tiergärtnerei Eingang fand). So gehören die Moskauer Orang-Kinder verschiedenen „Subspezies“ an, wobei deren Merkmale sich erst im Erwachsenenalter ausprägen. – Der Bestand an Orang-Utans in freier Natur ist vom Aussterben bedroht. Hauptursache: Das in hektischem Tempo betriebene Abholzen der Urwälder auf den Großinseln Indonesiens. Im Gegensatz zu den anderen Menschenaffen – Schimpanse, Bonobo (Zwergschimpanse) und Gorilla – leben Orangs ausschließlich auf Bäumen; im Zeitlupentempo kletternd, hangelnd, sich von Ast zu Ast schwingend – darin besteht ihre Bewegungsweise. Dichter, unberührter Urwald bietet ihnen Schutz und Nahrung sowie sicheres Nachtquartier in „Schlafnestern“, die sie auf Plattformen aus Ästen anlegen. Jede Nachzucht im Zoo ist ein Beitrag zur Erhaltung der Art im heimischen Lebensraum. Die Tiergärtner der DDR begrüßen ihre Moskauer Kollegen im Kreis der erfolgreichen Züchter.

Dr. Joachim Haensel

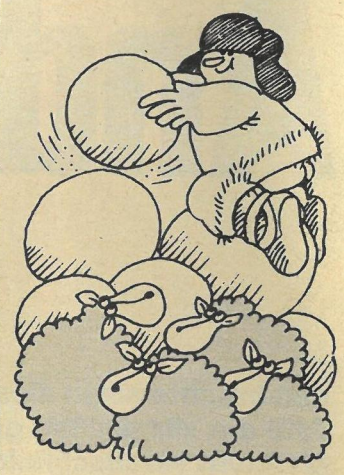
● Erfahrenes

Welche Vorstellungen vom Glück die Menschen zu allen Zeiten auch gehabt haben mögen, man kommt nicht umhin festzustellen, daß wirklich glückliche Menschen von fortschrittlichen Ideen erfüllte Menschen sind.

Anatoli Ananjew, Schriftsteller, UdSSR

● Am Rande

Dem Schafhirten Kasymbek Segynarbek aus dem Sowchos Kumkent in Kasachstan war in einer stürmischen Nacht die ganze Herde aus dem Pferch entflohen, einen Abhang hinuntergestürzt und hilflos im Schnee liegengeblieben, ein Tier ans andere geschmiegt. Um sie vor dem eisigen Wind zu schützen, baute der Hirte eine Wand aus Schneekugeln um die Herde, bis ihn am nächsten Tag ein Flugzeug entdeckte, und eine Suchtruppe ihm zu Hilfe eilte. – Ein Mann mit wahrer Schafsgeduld!



● Persönliches

Ein recht zugespitztes Hobby betreibt der Jurist Wassil Djankow aus Gabor in Bulgarien. Er besitzt eine Bleistiftsammlung von mehr als 28 000 Einzelstücken unterschiedlicher Größe aus 40 Ländern der Erde. Das älteste Exemplar wurde 1878 in Frankreich hergestellt.

Mit 147 erlegten Tieren ist es dem Jäger Arvid Eserinsch aus der Lettischen SSR gelungen, den diesjährigen „Wolfspelz“, die höchste Auszeichnung der Jägerzunft in seinem Land, zu erringen. Sein Erfolgsrezept – mit den Wölfen zu heulen – hat er von einer dreimonatigen Wölfin gelernt, die er zähmte.

Zdenek Matula, Koch aus Ostrava (ČSSR), hat zur Zeit 12 000 Speisekarten in einer der weltgrößten Sammlungen dieser Art vereinigt. Das kostbarste Stück stammt aus dem Jahr 1874.

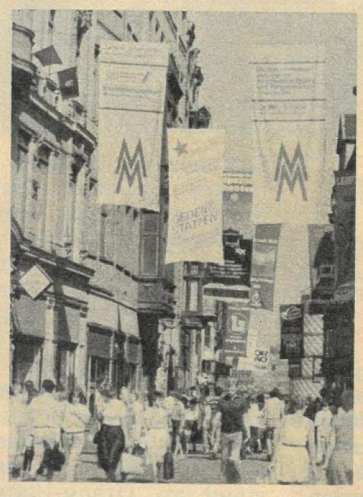
Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: D. Christel, K. Rudloff (2), H. Moll, APN/Grinberg, ZB/ČTK/Veselý/Andor, TASS/Mastjukow, ZB/Hsinhua/Xingquan; Vignette: D. Schüler.

Andere

Vollendet sich ein Jahr, blickt man zurück. Da läßt man in der Familie noch einmal Normales und Aufregendes, Freudiges und Handfestes an sich vorüberziehen. Schlußpunkt ist, daß wir auch 1985 ein Stück vorangekommen sind. Die DDR ist heute ein international gefragter und geachteter Partner. Stets ist sie im Bündnis mit den sozialistischen Ländern auf der Seite derjenigen zu finden, sie sich beharrlich für die Sicherung des Friedens einsetzen, die Apartheid, Neofaschismus und Neokolonialismus ächten. Unser Land hat im großen Forum der Völker, in der UNO, Sitz und Stimme und Gewicht. Allein 10 Resolutionen brachte sie in diesem Jahr ein, die alle mit großer Mehrheit verabschiedet wurden. Mit 132 Ländern unterhalten wir diplomatische Beziehungen, und die so zahlreichen Begegnungen der Repräsentanten unseres Landes mit Staatsmännern aus aller Welt bewiesen, daß die DDR den Dialog für die friedliche, gleichberechtigte Zusammenarbeit aller Staaten fortsetzte. Hinter dieser Politik stehen die ökonomischen Erfolge unserer Bürger. Das Auftreten auf dem Weltmarkt, die neu unterzeichneten Wirtschaftsverträge und die Beteiligung von DDR-Kombinaten auf den Handelsmessen und Ausstellungen legten dafür Zeugnis ab. FREIE WELT blätterte in der internationalen Presse der vergangenen 12 Monate, um zu sehen, wie andere über uns denken.

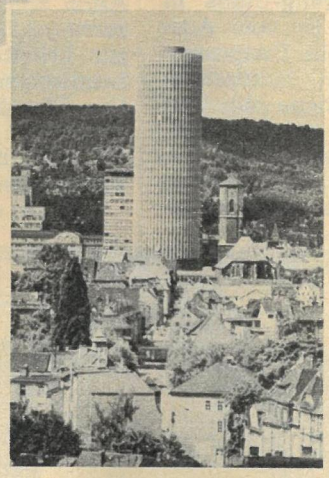
Rostock

Berlin



Leipzig

Jena



Dresden

DDR '85

über uns

Ausländische Journalisten sehen, werten, analysieren, kommentieren

„Sztandar Mlodych“, Polen

Ein wichtiger Faktor in der Zusammenarbeit zwischen Polen und der DDR ist der Kinder- und Jugendaustausch, der 1982 von Wojciech Jaruzelski und Erich Honecker initiiert wurde und 1983 begann. 1986 werden über 300 000 Jungen und Mädchen beider Länder daran teilnehmen. Ständig wird dabei auch die Zusammenarbeit zwischen den Gewerkschaften ausgebaut. Die Erweiterung sowohl des Jugend- als auch des Gewerkschafteraustausches ist ein wichtiger Bestandteil der Integration zwischen Polen und der DDR. Er dient vor allem der Festigung der Geschlossenheit der gesamten sozialistischen Gemeinschaft. Es geht – das haben sowohl Wojciech Jaruzelski als auch Erich Honecker unterstrichen – um das bessere gegenseitige Kennenlernen, das Bekanntmachen der Jugendlichen und Arbeiter mit den kulturellen, ökonomischen, industriellen und wissenschaftlichen Errungenschaften des anderen, auf Gebieten also, die entscheidenden Einfluß auf die Menschen haben und die unsere gemeinsamen Kontakte bereichern.

„Narodna Armija“, Bulgarien

Der neue Vorschlag der DDR und der ČSSR (für eine chemiewaffenfreie Zone – die Red.) ist durchdrungen von humanistischen Überlegungen und auf den Beginn eines ehrlichen und vernünftigen Dialogs im Namen des kostbarsten Besitzes – des menschlichen Lebens – gerichtet. Diese Initiative zur Schaffung einer von Chemiewaffen freien Zone in Europa ist die logische Fortsetzung des kontinuierlichen und konstruktiven Kurses der sozialistischen Länder.

„Kommunist“, Jugoslawien

Die gesamte Entwicklung der Beziehungen mit der DDR steht im Zeichen einer aufsteigenden Linie. Die guten politischen Beziehungen bieten die Grundlage für die Entwicklung einer allseitigen Zusammenarbeit auf allen Gebieten. Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die 1946 aus der Kommunistischen und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands geschaffen wurde, befindet sich in der Vorbereitungsphase ihres XI. Parteitages, der für April 1986 angesetzt ist. Honecker tritt mit imposanten Resultaten beim Aufbau des Landes vor das höchste Gremium der deutschen Kommunisten. Die kontinuierliche Arbeit der SED auf dem Gebiet der ökonomischen und sozialen Entwicklung der DDR ordnete die DDR unter die zehn entwickeltsten Länder der Welt ein. Natürlich verläuft das weder glatt noch ohne Schwierigkeiten.

„Vorwärts“, Schweiz

Der systematischen Modernisierung des Produktionsapparates und damit der Einführung modernster Technologien wurde, wie schon in den vorangegangenen Jahren, höchste Priorität eingeräumt… Strukturelle Arbeitslosigkeit wie anderswo ist aber dennoch nicht zu befürchten. Vielmehr rechnet man in mehreren Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft, vor allem aber im Dienstleistungssektor, in Wissenschaft und Forschung, im Bildungswesen und in der Medizin mit einer weiteren deutlichen Zunahme des Bedarfs an Arbeitskräften sowie mit der Umgestaltung von einer runden Viertelmillion bereits vorhandener Arbeitsplätze in der Industrie, und zwar im Sinne einer Erleichterung und Verbesserung der allgemeinen Arbeitsbedingungen.
Nicht einmal die Bauarbeiter, die derzeit in fast allen Ländern Westeuropas nur noch mit großer Mühe längerfristig unterkommen, werden hierzulande über Arbeitsmangel klagen, denn 1985 sollen weitere rund 120 000 Wohnungen gebaut und andere 85 000 generalüberholt und mit zeitgemäßem Komfort versehen werden. Die dafür erforderlichen 26 Milliarden stehen ebenso zur Verfügung wie jene weiteren 40 Milliarden aus dem Staatshaushalt, die dafür zu sorgen haben, daß in der DDR die Preise und Tarife für Waren und für Leistungen des täglichen Bedarfs … unverändert niedrig bleiben.

„Gongren Ribao“, China

Laut Statistik kamen 90 Prozent des Steigerungswertes des Nationaleinkommens von 1984 aus der Steigerung der Arbeitsproduktivität. Man wendet ständig neue Techniken und Technologien an, setzt mit aller Kraft die Anwendung der Mikroelektronik und der Industrieroboter, die Senkung des Materialverbrauchs, die Einsparung von Arbeitszeit auf die Tagesordnung. Die führenden Kader der Betriebe haben ein Gefühl für entscheidende Momente und für Dringlichkeit und unternehmen große Anstrengungen, um ihre neuen Erzeugnisse herauszubringen und das fortgeschrittene Weltniveau zu erreichen. Sie sind der Meinung, in der heutigen Zeit, da Wissenschaft und Technik sich stürmisch entwickeln, kann die DDR nicht existieren, wenn sie sich auf durchschnittliche Produkte und auf das normale Produktionsniveau stützt… Das deutsche Volk hat in der Vergangenheit die Schrecken des Krieges erlebt. Sein größter Wunsch ist heute die Erhaltung des Weltfriedens.

„Avanti“, Italien

Italien und die DDR brauchen Frieden und den Dialog. Beide Länder … stimmen überein in den Anstrengungen, den Weg der Verhandlungen und zur Rückkehr zu einer Epoche der Entspannung offenzuhalten. Und diese Überzeugung ist es, die Italien und die DDR bei der Suche des Dialogs vorantreibt, im Versuch, den Ausweg zu vergrößern, beizutragen, daß die guten Absichten, die konkreten Interessen im Gegensatz zu Mißtrauen und Argwohn überwiegen…

„Sozialistitscheskaja Industrija“, Sowjetunion

Außer Geräten für große Planetarien, in denen öffentliche Vorlesungen und andere Veranstaltungen stattfinden, stellt das Kombinat „Carl Zeiss Jena“ ebenfalls Projektionsgeräte für kleinere Lehreinrichtungen her. Übrigens brauchen auch die künftigen Kosmonauten, die die „Sternennavigation“ studieren, solche Geräte. Das ist aber bei weitem nicht alles, was hier für den Kosmos produziert wird. Bekannt ist, daß im Kosmos auch Foto- und Filmkameras, Kontroll- und Meß- sowie Medizintechnik aus der DDR umfangreiche Anwendung finden. Unter den Geräten, die im Kosmos gebraucht werden, sind die Multispektralkamera MKF-6 und ihre Modifikation MKF-6m hervorzuheben, die von den Fachleuten der Sowjetunion und der DDR entwickelt und von den Meistern in Jena produziert worden sind… So wurde es zum Beispiel dank der Fotografien, die während des gemeinsamen Weltraumfluges des sowjetischen Kosmonauten Valeri Bykowski und des Kosmonauten aus der DDR Sigmund Jähn gemacht worden waren, möglich, Schadstoffe im Wasser des Sees bei Eisleben, Flußbetten von Unterwasserströmungen und Richtungen der Verlagerungen von Anschwemmungen in der Ostsee zu entdecken. Als die Mitglieder der internationalen Raumschiffsbesatzung „Sojus-31“ das Kombinat besuchten, schrieben sie ins Gästebuch: „Im Kosmos konnten wir uns ein weiteres Mal von der Genauigkeit der Apparaturen aus Jena überzeugen.“
Diesen Erfolg von „kosmischen“ und anderen Erzeugnissen des „Carl Zeiss Jena“, die in mehr als 100 Länder geliefert werden, hat das Kollektiv des Kombinats auch

DDR '85: Andere über uns

einer erfolgreichen Zusammenarbeit mit den Kollegen in anderen Bruderländern im Rahmen des RGW zu verdanken. Allein in der UdSSR hat das Kombinat über 20 Partner – Betriebe, Forschungseinrichtungen, Projektierungs- und Konstruktionsorganisationen.

„International Herald Tribune", USA

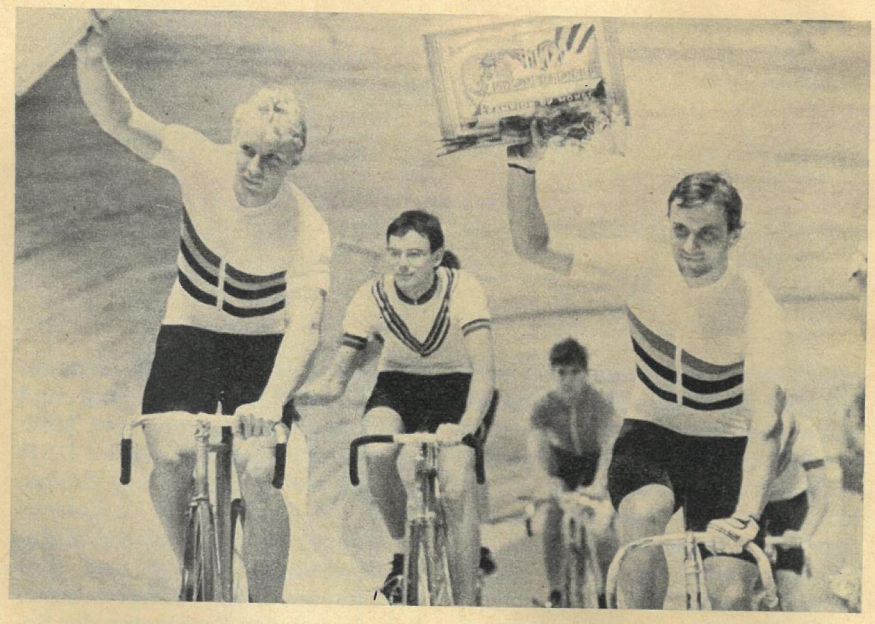
Vor vier Jahren nahm Bernd Brunner aus Cleveland 3000 Dollar und begann, aus Ostdeutschland Ausrüstungen für LKW und Gabelstapler zu importieren. Jetzt betreibt er ein 10-Millionen-Dollar-Geschäft.
„Es hat sich herumgesprochen, daß die Preise vernünftig waren und daß die Arbeit gut und immer auf der Höhe der Zeit war", sagte er, „und bald hatte ich mehr Aufträge, als ich erfüllen konnte."
Der unternehmerische Mr. Brunner bezeichnet sich als einen Außenseiter auf dem relativ bescheidenen Gebiet des Handels zwischen Ostdeutschland und den Vereinigten Staaten. Nichtsdestoweniger gehörte sein Geschäft, Technik & Trade, Inc., zu den 49 US-amerikanischen Firmen und Tochtergesellschaften, die auf der kürzlich abgehaltenen Leipziger Handelsmesse (September 1985 – die Red.) vertreten waren...

„Wiener Zeitung", Österreich

Der Wiederaufbau der Semper-Oper, vom Wiener „Ringstraßen"-Architekten Gottfried Semper im Stil der Hochrenaissance errichtet, stellt einen neuen Höhepunkt in den Bemühungen der DDR dar, ihr kulturhistorisches Erbe zu bewahren und wiederaufleben zu lassen... Eine Voraufzeichnung der Premiereninszenierung („Der Freischütz" von Carl Maria von Weber – die Red.) wird weltweit im TV ausgestrahlt, u. a. in Kanada, in den USA, in Belgien, Bulgarien, Dänemark, Italien, Finnland, Holland, in der BRD und in der UdSSR.

„Rizospastis", Griechenland

...der sozialistische deutsche Staat und seine Führung verfolgen eine Politik, die auf ökonomischem und sozialem Gebiet die ständige Verbesserung des materiellen, geistigen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes zum Ziel und auf außenpolitischem Gebiet den einzigen Kompaß hat, zu verhindern, daß von deutschem Boden wieder ein Krieg ausgeht. Unter diesem Gesichtspunkt hat sich der Generalsekretär des ZK der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, mit seiner konstruktiven und stabilen Politik des Dialogs mit allen Kräften des Friedens, mit seiner Politik der Durchsetzung der Vernunft und des Realismus in den internationalen Beziehungen als einer der hervorragendsten Kämpfer für den Frieden in unserer heutigen Welt erwiesen. Hierbei handelt es sich nicht um ein Spiel mit Worten, sondern um eine Realität, die für sich selbst spricht... Die Politik des Dialogs und der friedlichen Koexistenz wird von der Führung der DDR als einzige Alternative für die Lösung auch komplizierter und schwieriger Meinungsverschiedenheiten angesehen.



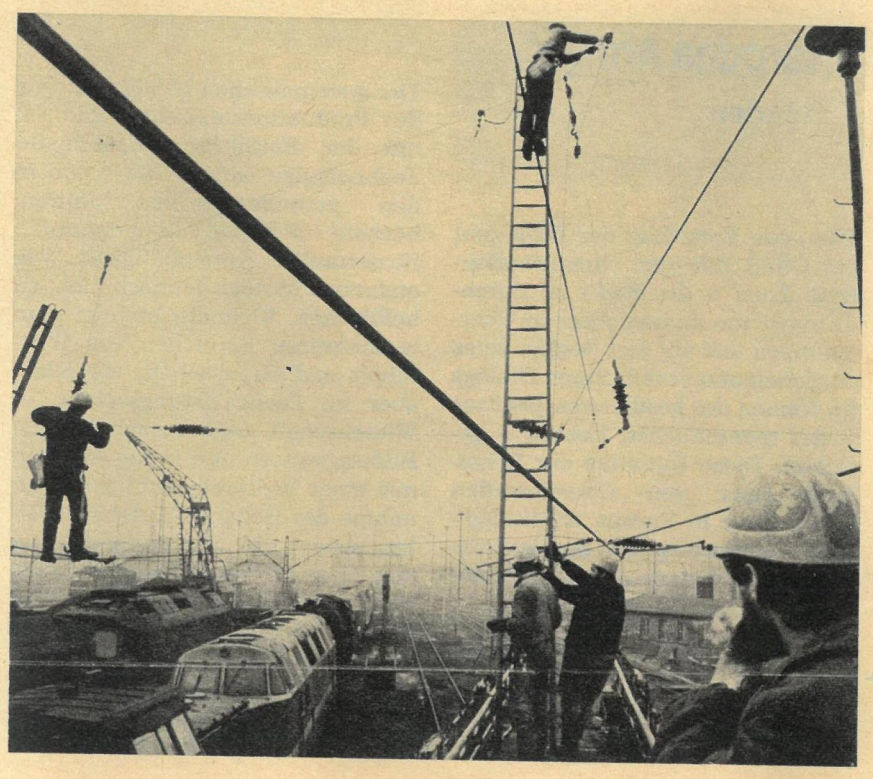
Im Regenbogentrikot eines Bahnradsport-Weltmeisters: der 1000-m-Zeitfahrer Jens Glücklich (links) und der Sprinter Lutz Heßlich. Der eine als Neuling, der andere ein halbes Jahrzehnt als der Beste der Welt.

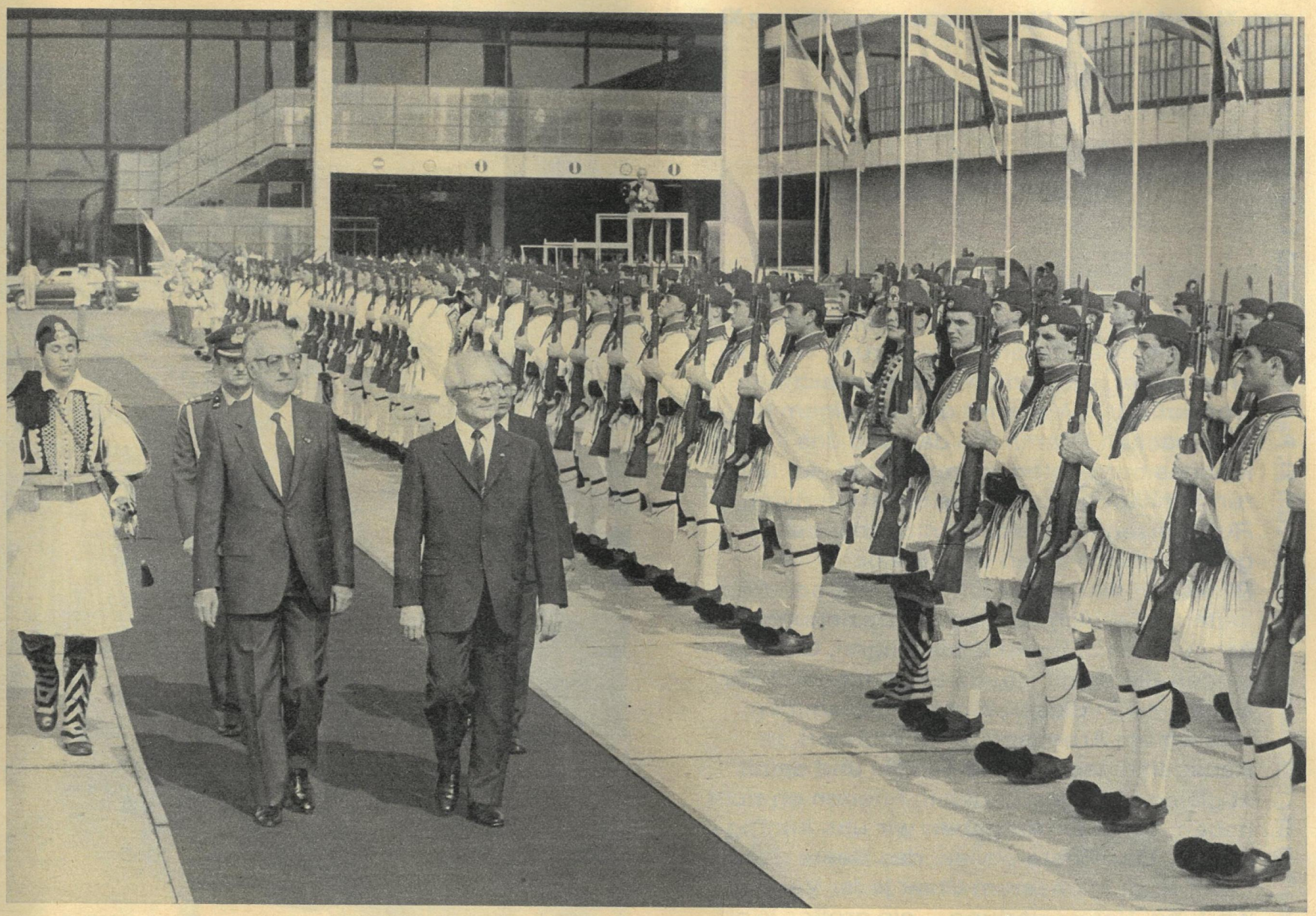
„APA", Österreichische Nachrichtenagentur

Wenn es zum Weltuntergang komme, werde er in Mecklenburg erst 100 Jahre später erfolgen, soll Fürst Bismarck einmal über diese norddeutsche Region wegen deren Rückständigkeit gesagt haben. Der heutige DDR-Küstenbezirk Rostock ist aus dem alten Mecklenburg zwar hervorgegangen, hat aber einen rasanten Aufstieg als Industrie-, Landwirtschafts- und Fremdenverkehrsgebiet genommen. Die DDR-Waterkant mit der Hauptstadt Rostock hat einiges zu bieten. Ein Drittel der Industrie entfällt auf den Schiffsbau, nach dem Krieg gab es eine Werft, jetzt sind es fünf. Hauptabnehmer sind die UdSSR, ferner BRD, Frankreich und China. Auch der österreichische Lloyd hat in Rostock 1981 einen modernen Hochseefrachter, die „Traun", gekauft. Die DDR-Handelsflotte verfügt derzeit über 174 Schiffe, darunter Spezialfahrzeuge für den Hochsee-Fischfang. Die drei Seehäfen der DDR (Haupthafen Rostock) verzeichnen jährlich einen Umschlag von mehr als 24 Millionen Tonnen... Große Bedeutung hat der Fährverkehr nach Dänemark (Gedser) und Schweden (Trelleborg). Rund 60 Prozent der Ladung betrifft den eigenen Außenhandel, Kooperation gibt es mit 130 Organisationen in aller Welt. Für Österreich sind vor allem Transporte von und nach Skandinavien interessant. Vor dem Krieg waren im Rostocker Schiffsbau 2000 Beschäftigte, jetzt sind es 21 000. In der Seeverkehrswirtschaft stieg die Zahl der Beschäftigten von 1000 auf 20 000...
Große Bedeutung kommt auch der Landwirtschaft zu, die im wesentlichen die Eigenversorgung abdeckt. Getreideanbau und Viehwirtschaft werden von Staatsgütern oder auf genossenschaftlicher Basis betrieben. In der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) Trinwillershagen im Kreis Ribnitz-Damgarten wurde demonstriert, wie in großem Stil modernste wissenschaftliche Erkenntnisse (87 Prozent der Beschäftigten sind qualifizierte Kräfte mit Fachschule bis Hochschule) in die Praxis umgesetzt werden.

„The Geographical Magazine", Großbritannien

Die Zahlen über die materiellen Schäden, die Dresden erlitt (durch den anglo-amerikanischen Luftangriff am 13. Februar 1945 – die Red.), vermitteln ein deutliches Bild der ausradierten Stadt. Von 220 000 Wohnungen wurden 75 000 zerstört, 18 000 waren unbewohnbar geworden... Einhundertachtzehn öffentliche Gebäude wurden auf einer Fläche von 15 Quadratkilometern in Trümmer gelegt. Und all dies nur wenige Wochen vor dem unausbleiblichen Ende des Krieges. Sowjetische Truppen erreichten die Stadt am 8. Mai... Wie





Staatsbesuch Erich Honeckers in der Griechischen Republik im Oktober dieses Jahres. Gemeinsam mit Präsident Christos Sartzetakis schreitet der hohe Gast während eines militärischen Zeremoniells die Ehrenformation ab.

sieht Dresden nun, vierzig Jahre danach, aus? Auf dem Rathausturm stehend, gewinnt man den Eindruck einer sauberen, wohlhabenden Stadt, der drittgrößten der Deutschen Demokratischen Republik und Hauptstadt des Bezirkes Dresden. Aber noch immer befinden sich unmittelbar im Zentrum der Stadt die rauchgeschwärzten Mauern des Residenzschlosses, einst das luxuriöse Heim der sächsischen Herrscher, das noch immer demonstrativ als Ruine und als tägliche Mahnung an den Feuersturm jenes Februar steht. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt heute 522 000, das ist immer noch weniger als 1932.
Bis zum Jahre 1990 sollen Dresdens Wohnungsprobleme gelöst sein…

Monteure am Zentralen Jugendobjekt Streckenelektrifizierung. Zum Jahresausklang übergaben sie zwischen Rostock und Warnemünde einen weiteren wichtigen Abschnitt, der den durchgängig elektrisch betriebenen Zugverkehr zwischen der Küste und Bad Schandau ermöglicht. Seit dem X. Parteitag der SED wurden 826 Kilometer Schienenweg auf den wirtschaftlich vorteilhaften elektrischen Betrieb umgestellt.

„Sowjetskaja Shenschtschina“,
Sowjetunion

„… und der Zukunft zugewandt“, diese Worte aus der Nationalhymne der Deutschen Demokratischen Republik widerspiegeln erstaunlich genau, worauf heute, im Jahr der 36. Wiederkehr ihrer Gründung, alle Bemühungen des ersten sozialistischen Staates der Arbeiter und Bauern auf deutschem Boden, der im Ergebnis des Sieges über den Hitlerfaschismus entstand, gerichtet sind. Die Befreiung eröffnete dem deutschen Volk den Weg in ein neues Leben. Diese historische Chance der Wiedergeburt des Landes auf demokratischer Grundlage wurde in der DDR konsequent genutzt. Das ist vor allem das Verdienst der Kommunisten Thälmannscher Schule.

„Miroir du cyclisme“,
Frankreich

Die Deutsche Demokratische Republik hat 17 Millionen Einwohner und ihre Sportler gehören zu den Weltbesten. Sportarten, in denen sie nicht mit den sowjetischen oder amerikanischen Sportlern konkurrieren können, sind eine Ausnahme… Im Radsport jedoch steht die DDR mit Ludwig, Raab, Radtke, Ampler, Heßlich und Malchow oder Macha an der Spitze der Amateursportler. Elf Tage lang haben Joel Cohade und Henri Quiqueré diesem Wunder nachgespürt. Und schließlich festgestellt, daß es kein Wunder ist…
Es versteht sich von selbst, daß man hier eine Sportpolitik durchgesetzt hat, in der nichts, aber auch gar nichts dem Zufall überlassen bleibt. Man kann nicht mit einem Zauberstab die Anzahl der gewonnenen Medaillen von 7 bei den Olympischen Sommerspielen im Jahre 1956 auf 126 im Jahre 1980 steigern. Und man kann auch nicht spontan 1976 Medaillen bei den verschiedenen Europameisterschaften und 1634 bei den Weltmeisterschaften seit 1953 einheimsen. Solche Resultate fallen nicht vom Himmel. Sie sind das Ergebnis von Willen, Mitteln, Anstrengungen, Forschungen und einer konsequenten und geförderten Sportpolitik. Das soll aber keinesfalls heißen, daß der Sport politisiert ist. Das ist die einfachste und klarste Feststellung, die man nach zweiwöchigem Aufenthalt in der DDR treffen kann. Auch wenn und obwohl alle Sportler und Sportfunktionäre, die wir getroffen haben, zugeben oder besser, voller Stolz bekräftigen, daß lange Jahre hindurch die Sportbewegung der Vorposten der Diplomatie war und auch heute noch manchmal diese Rolle hat. In der Geschichte des Sports wurden die Sportler der DDR nach und nach zur Teilnahme an internationalen Wettkämpfen zugelassen, während ihr Land noch nicht anerkannt war. Mit ihren Leistungen zogen sie die Aufmerksamkeit auf die Existenz ihres Landes, so daß man es nicht mehr übersehen konnte.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: L. Willmann, H. Müller, ZB/Sindermann

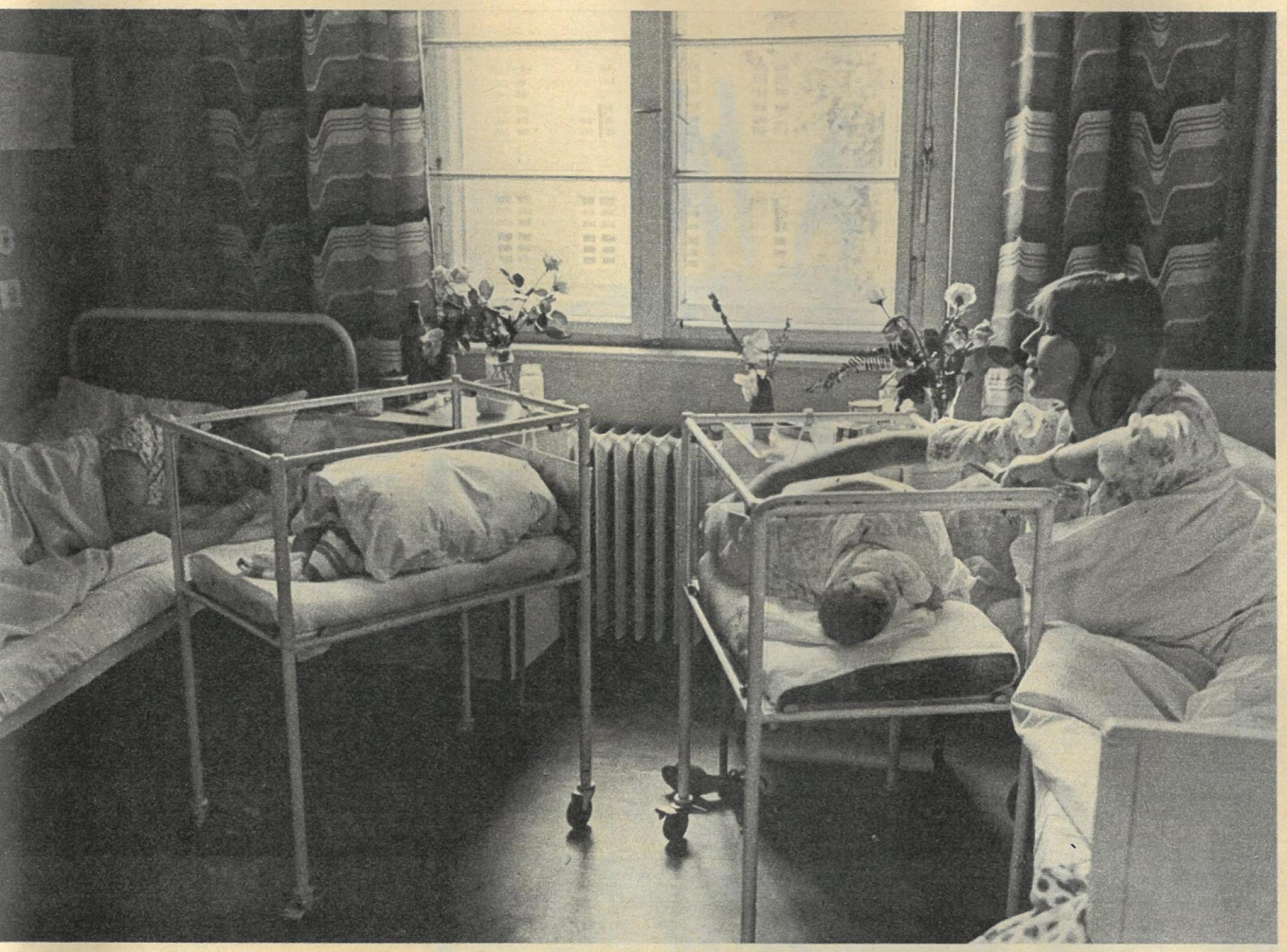
Ihre Gedanken

Das ist sein Tag! Da sitzt er – stolzgeschwellt, zwei Orden an der Brust. Was hat er geleistet, wofür mag er ausgezeichnet worden sein? Was wird er aus seinem Leben machen? Wenn Sie das Bild des jungen Mannes betrachten, wenn Sie die vier anderen Schnappschüsse aus unserem Alltag in Ruhe ansehen: Welche Empfindungen gehen dann in Ihnen vor? Bleiben Ihre Blicke auf einem der fünf Fotos besonders haften? Vielleicht stellen Sie Beziehungen her zu Ihren eigenen Erfahrungen. Oder verbinden Sie damit eigene Erwartungen? Wir alle tragen in diesen Wochen zusammen, was wir am Arbeitsplatz, im Wohnort, in Hausgemeinschaft und Familie und damit zugleich für unser Leben in Frieden erreicht haben, welchen Aufgaben wir uns künftig stellen. Das Beste wollen, das Beste geben: Dafür trägt in unserem Staat jeder Verantwortung. Verantwortung – ein großes Wort. Wie gehen wir damit um? Wie nehmen wir sie wahr? Reicht Verantwortung über den ganz persönlichen Bereich hinaus? Wie weit? Schreiben Sie uns!

Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED

Leseraussprache zum XI. Parteitag

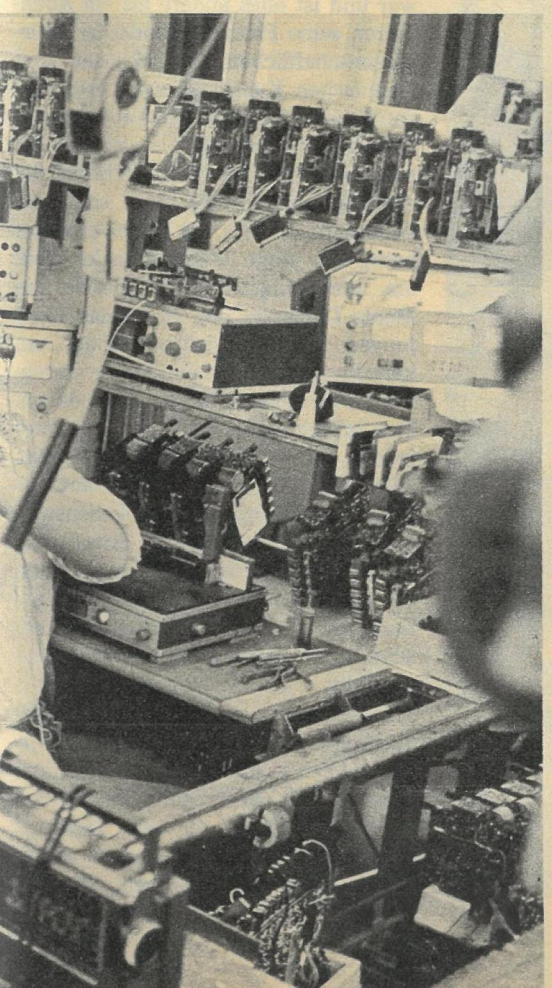
zu diesen Bildern



Wir erwarten Ihre Gedanken zu diesen Bildern, liebe Leser. Zu einem, das Sie besonders anspricht, oder auch zu allen fünf Aufnahmen! Zehn der eingesandten Leserzuschriften werden jeden Monat mit 100 Mark gewürdigt. Richten Sie Ihre Briefe (auch Fotos), unter dem Kennwort „XI. Parteitag" an die Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29.

Wir freuen uns auf diesen neuen Gedankenaustausch!

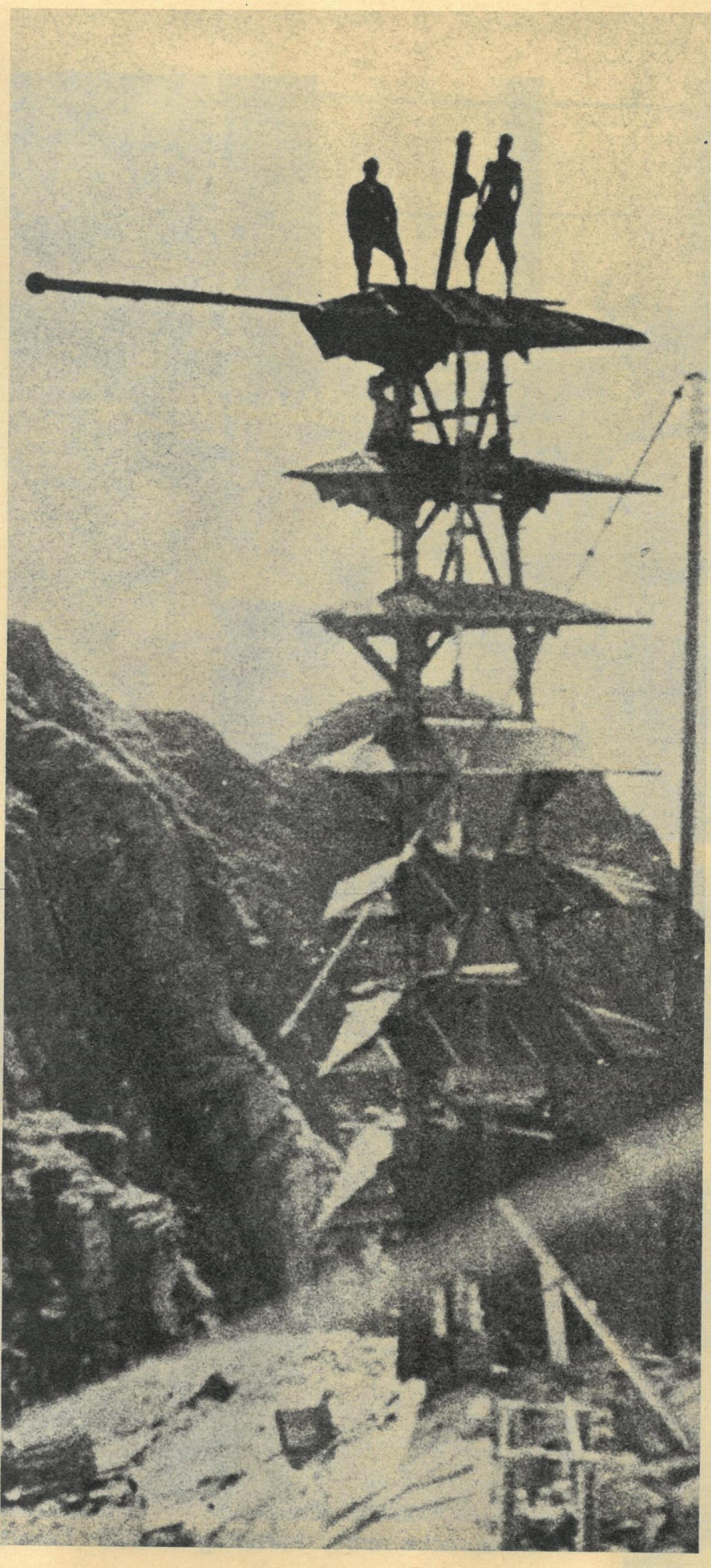
Die Fotos von Thomas Sandberg, Martina Kaiser, Reinhard Kaufhold, Ulrich Burchert und Helfried Strauß stammen aus Fotoausstellungen des Kulturbundes der DDR



Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED

Forschung als

Nichts läßt auf dem Foto des Mannes mit Motorrad vermuten, welch ungeheuerlicher Vorgang mit seinem Entstehungsort verbunden ist. Der erfolgreiche deutsche Physiker Fritz Lange entscheidet sich bald nach der Machtergreifung des Faschismus für einen schwierigen, aber konsequenten Weg – er stellt seine ganze Kraft in den Dienst des einzigen sozialistischen Staates der Welt. Fotos aus dem Familienalbum holen noch einmal Erinnerungen an die Stationen eines ungewöhnlichen Lebens zurück – von den kühnen Experimenten des jungen Forschers, der auf einer Blitzfängeranlage im Tessiner Alpen-Massiv posiert, bis zum erfolgreichen Wissenschaftler, der bescheiden auf ein Leben voller menschlicher und wissenschaftlicher Bewährungen zurückblickt. Der Physiker, Philosoph und Schriftsteller John Erpenbeck zeichnet für FREIE WELT das Lebensbild seines verehrten Lehrers Fritz Lange.



Sommer 1928. Zwei Männer erklimmen mühevoll, Schritt um Schritt, den Gipfel des Monte Generoso im Tessiner Alpen-Massiv. Die 1705 Meter hohe wuchslose Felskuppe leuchtet ihnen im Abendlicht entgegen, Ruhe, Rast verheißend. Der Vorankletternde, Curt Urban, offensichtlich der Geschicktere, Behendere von beiden, kommt schneller voran, der andere, ein schmächtig wirkender junger Mann, Fritz Lange, vermag kaum zu folgen, tastet sich vorwärts, ruft den Freund zu Hilfe. Der wendet sich um, will zurück. Da – ein Schrei. Entsetzt sieht Lange, ohne irgend helfen zu können, daß des Freundes Füße den Halt verloren haben. Sie hatten beide nicht damit gerechnet, auf ihrer Inspektionstour in Schwierigkeiten zu geraten, hatten nicht einmal entsprechendes Schuhwerk angezogen. Doch was jetzt geschieht, ist unfaßbar: Einige Sekunden lang kann sich Urban noch halten, dann stürzt er in die Tiefe. Totenstille. Fritz Lange findet nicht die Kraft zum Rückweg. Andere befreien ihn endlich: „Curt ist tot…“

Eine wahre Begebenheit aus einem Forscherleben – dem Leben Professor Dr. Langes, des einstigen Direktors des Instituts für Biophysik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Heute, nun schon sechsundachtzigjährig, lächelt er auf die ihm eigene, zurückhaltende Weise, fragt man ihn nach den Abenteuern seines Lebens: „Da gibt es doch nichts Besonderes…“

Tatsächlich, der Physiker Fritz Lange war und ist alles andere als ein Abenteurer, seine Phantasie findet in naturwissenschaftlichen Abstraktionen und technischen Konstruktionen weit eher Anreiz als im alltäglichen Leben, so unalltäglich es sich auch begeben mag. Aber merkwürdigerweise führten die Abenteuer des Geistes, die er suchte, zu Lebensabenteuern, die keiner erwartet hatte, der junge Wissenschaftler wohl am allerwenigsten. Die Episode am Monte Generoso, wo ein kleines Team junger Physiker Blitze einfing, um kernphysikalische Experimente durchführen zu können, ist nur eines davon. Das größte, folgenreichste Abenteuer jedoch hieß: Sowjetunion… Nichts, aber auch gar nichts deutete anfangs auf einen abenteuerlichen Lebensweg hin. Am 16. 12. 1899 wurde Fritz Lange in Berlin-Friedrichshagen als Sohn eines Beamten im Auswärtigen Amt geboren. Er absolvierte das Realgymnasium, interessierte sich für Physik, Mathematik, Chemie, aber ohne daß sich schon eine ganz außergewöhnliche Begabung offenbarte. Ein kurzer Militärdienst blieb glücklicherweise folgenlose Episode, mit Beendigung des ersten Weltkriegs begann er sein Studium: Physik, Mathematik, Chemie – wie es seinen Interessen entsprach. Erst der

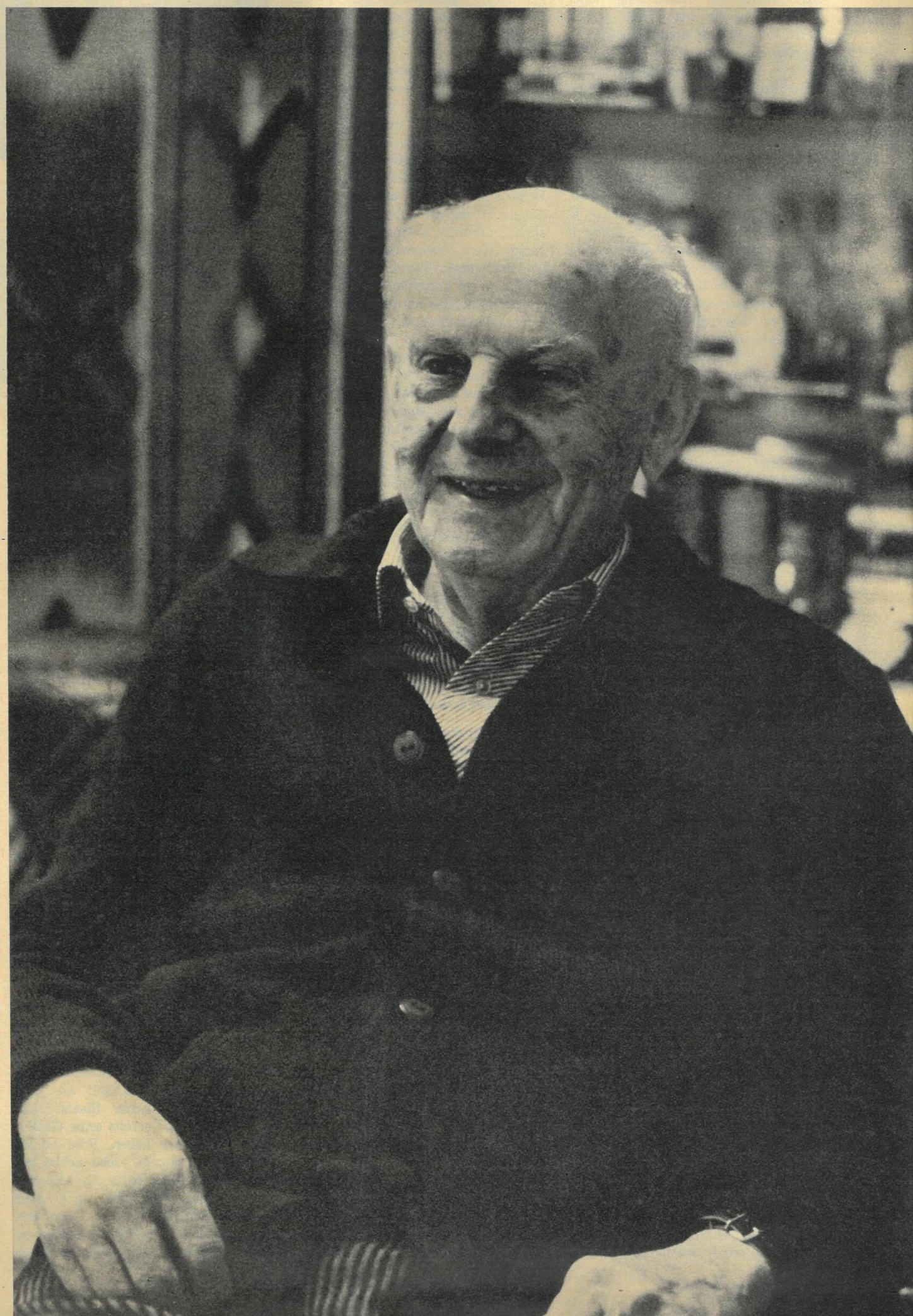
Abenteuer

Ein Beitrag von John Erpenbeck

Name des Doktorvaters, bei dem der junge Wissenschaftler mit einer Arbeit zu dessen berühmtem Wärmetheorem promovierte, läßt aufhorchen. Professor Walter Nernst verkörperte einen Wissenschaftlertypus, wie er heute nur noch selten anzutreffen ist, obgleich er besonders für unser Land so dringend nötig wäre. 1920 erhielt er den Nobelpreis für eine fundamentale **theoretische** Leistung, eben jenes „Wärmetheorem", das auch als „3. Hauptsatz der Thermodynamik" in die Literatur eingegangen ist. Gleichzeitig aber bearbeitete er ganz **praktische** Fragen der galvanischen Stromerzeugung, der Elektrolyse und erfand eine nach ihm benannte elektrische Lampe. Im Bildungskreis dieses Mannes stehend, entwikkelte sich bei dem jungen Doktor jene Fähigkeit, die eine ganze Generation deutscher Physiker zu Weltruhm brachte: Sein theoretischer Horizont war so breit, daß er in kürzester Zeit verschiedenste, scheinbar kaum miteinander zusammenhängende Fragen zu bearbeiten, daß er abstrakte Grundlagenprobleme ebenso erfolgreich wie konkret-technische Probleme der Industrie zu lösen vermochte. „Es war die Zeitspanne, wo auf der Grundlage von Entdeckungen, welche die Entwicklung zentraler Bereiche von Physik, Chemie und Technik bestimmten, sich geistige Schulen und fruchtbare Wissenschaftstraditionen ausbildeten. Ihre Mittelpunkte waren verehrungswürdige Gelehrte, von denen eine starke Anziehungskraft auf die Talente der heranwachsenden Generation ausging..." – so charakterisierte Manfred von Ardenne später die Bedingungen, die auch für den Beginn des wissenschaftlichen Wegs Fritz Langes zutrafen.

Hinzu kam, daß sich die großen Konzerne sehr wohl der Bedeutung von Grundlagenforschungen bewußt waren. Sie hatten großzügig ausgestattete Forschungslabors und schlossen überdies zahlreiche Konsultationsverträge mit begabten Wissenschaftlern an Universität und Akademie – natürlich aus wohl gewahrtem Profitinteresse; nur so war die unverzügliche Nutzung neuester wissenschaftlicher Ergebnisse, ihre Überführung in die technische Praxis realisierbar, nicht, indem man den Großteil der Grundlagenforschung Akademie und Universität überließ. Davon profitierte auch der junge Doktor Lange. Nach der Promotion war er am Physikalischen Institut der Berliner Universität bis 1934 tätig. Zugleich aber war er von 1930 bis 1935 zeitweise als Konsultant bei der AEG und den IG Farben beschäftigt. Letzteres aufgrund seiner Arbeiten zum flüssigen Wasserstoff und zu Zustandsgrößen amorpher Substanzen, ersteres aufgrund seiner

Fortsetzung Seite 24



Forschung als Abenteuer

Experimente zur Ausnutzung hoher Spannungen, die uns wieder zu den Versuchen auf dem Monte Generoso zurückführen. Anknüpfend an Rutherfords Atomzertrümmerungsversuche mit α-Strahlen des Radiums versuchten Lange, Urban und Brasch einen Weg zu finden, solche Zertrümmerung in großem Maßstab durchzuführen. 1917 hatte Rutherford den uralten Traum der Alchemisten verwirklicht, Atome eines Elements in ein anderes umzuwandeln, indem er Stickstoff mit α-Teilchen, d. h. mit Heliumkernen, beschoß, wodurch Sauerstoff und Wasserstoffkerne entstanden. Die Ausbeute war allerdings so gering, daß man 23 000 Nebelkammeraufnahmen auswerten mußte, um ganze 8 solcher Atomspaltungen zu beobachten! Dennoch war damit der Weg eröffnet, der schließlich zur Uranspaltung, zur Atombombe führen sollte. Aber auch die Ideen der drei Berliner Physiker unter der Leitung von Dr. Lange waren abenteuerlich genug. Die Berliner Morgenpost hatte es 1928 so dargestellt: „Um aber α-Strahlen künstlich, das heißt in sogenannten Entladungsröhren aus Heliumgas, herzustellen, wären etwa 12 Millionen Volt erforderlich. Es schien bisher phantastisch, an die Erreichung solch hoher Spannungen zu denken. Jetzt aber hat Dr. Lange, Assistent an dem von Prof. Nernst geleiteten Physikalischen Institut der Universität Berlin, den genialen Gedanken gehabt, die Ladungen der Gewitterwolken zur Erzeugung künstlicher α-Strahlen zu verwenden." Ein Netz von etwa 400 Quadratmetern Fläche zum Auffangen der Blitze hing zwischen zwei isolierten Seilen von Gipfel zu Gipfel, das Ganze 760 Meter lang. Im Hochgebirge wurden eigens Wege angelegt, angeseilte Arbeiter waren monatelang damit beschäftigt, die Anlage zu montieren.

Vier Jahre später zeichnete das von Fritz Erpenbeck herausgegebene Arbeiterjournal „Magazin für alle" plastisch die Situation: „Das Kulmhotel auf dem höchsten südlichen Schweizer Alpengipfel ist die Residenz dieser ‚Blitzfänger'. Die Leitungsdrähte spannen sich vom 800 Meter langen Hauptseil zum Kulmhotel. Der häßliche alte Kasten ist völlig von Drähten umsponnen... Über der langgezogenen, wildzerklüfteten Generoso-Kette hoch oberhalb der Sonnenstadt Lugano, schwebt ein geheimnisvolles Drähtegewirr. Im letzten Jahr rissen die Drähte mehrfach, und mit lautem Getöse stürzte die komplizierte Anlage in die fast 1200 Meter tiefen Schründe des Generoso-Massivs. Die atmosphärischen Hochspannungsversuche für physikalische Forschungszwecke wurden nach diesem Mißgeschick von den Physikern unbeirrt fortgesetzt, obwohl als weiteres Mißgeschick der Sommer 1928 außerordentlich gewitterarm verlief und dem gewitterreichsten Wetterwinkel Europas wenig Ehre machte. Von den drei jungen Berliner Physikern stürzte der eine, C. Urban, tödlich ab, ein anderer trat an seine Stelle... Die zur Atomzertrümmerung (mit der beabsichtigten anschließenden Goldgewinnung) nötigen Spannungen von ungeheurem Ausmaß sind seit dem Sommer 1932 nun verfügbar. Ob sich die hochgespannten Erwartungen bei der Hochspannungsanlage des Monte Generoso erfüllen? Und was aus dem Gold wird und welche Rolle ihm zufällt – –?"

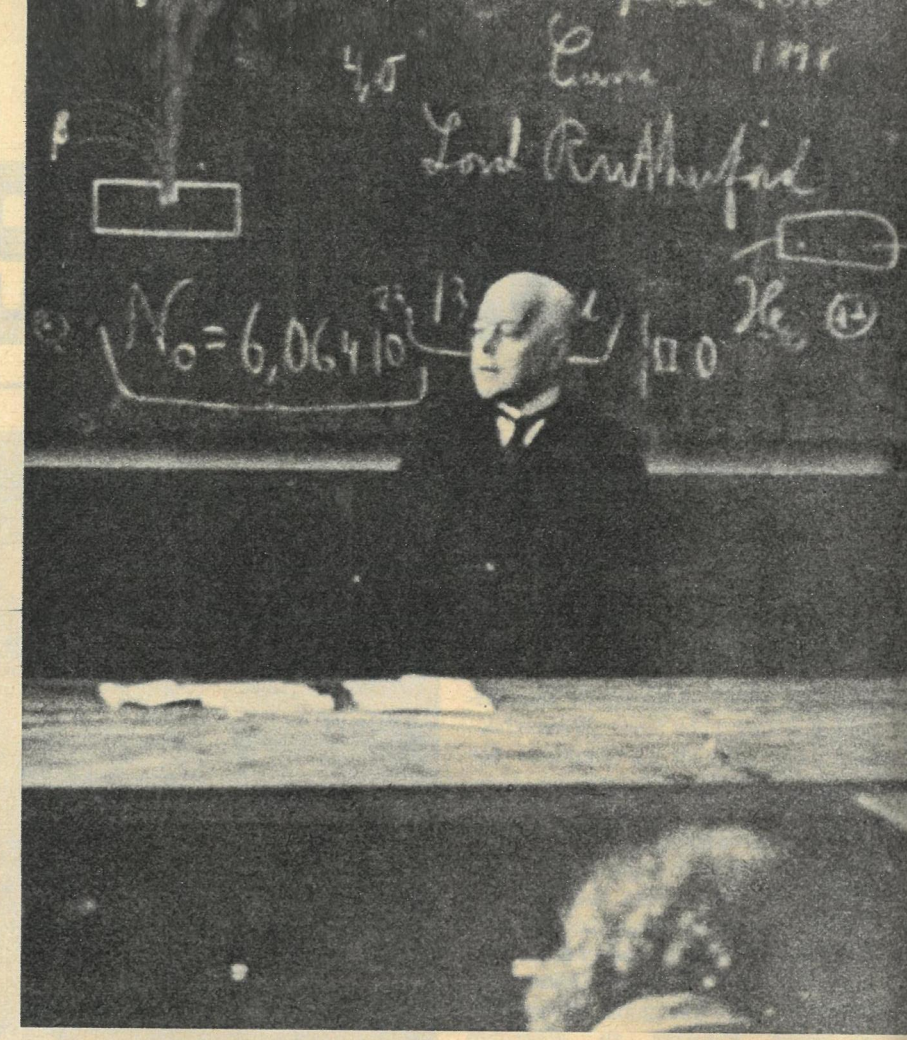
Die erste dieser Fragen läßt sich mit einem klaren Nein beantworten; Ursache dafür war die Entwicklung neuer, hochleistungsfähiger, kompakter Hochspannungsgeneratoren, an deren Entwurf Lange maßgeblich mitwirkte. Dennoch waren die Arbeiten nicht umsonst: Er konstruierte dabei ein neues Entladungsrohr, das die hohen Spannungen auch praktisch nutzbar machte, er dachte über Verwendungsmöglichkeiten ionisierender Strahlungen nach, die 1934 in einem Vorschlag zu Möglichkeiten einer Therapie mit schnellen Kathodenstrahlen mündeten.

Die zweite Frage, so naiv sie gestellt war, hatte einen bedeutenderen Hintergrund. Forschung bei wem und für wen? Darauf hatte sich der junge Wissenschaftler selbst zu antworten. Er war nicht politisch organisiert, sympathisierte zunächst mit den liberalen Auffassungen im Elternhaus, näherte sich jedoch, mit Aufkommen des Faschismus, immer mehr den Positionen der KPD. Bereits 1931 besuchte er, auf Einladung des Akademiemitglieds Joffe, die Sowjetunion.

Was er hier sah, beeindruckte ihn tief. Er erlebte ein ganzes Land in Wissenschaftshunger und Wissenschaftsentwicklung, lernte international bekannte Gelehrte, wie die Physiker Joffe, Kapiza, Wawilow, Landau und andere kennen. So ist es verständlich, daß ihn dieses Land begeisterte.

1933 kamen die Faschisten zur Macht. Mit ihnen siegte die „Deutsche Physik". Der junge, mit sozialistischen Ideen sympathisierende Wissenschaftler machte sich bald persönliche und politische Feinde. Persönliche durch die abenteuerliche Aufdeckung eines Betrugsfalls in der Wissenschaft, der wohl ziemlich einzigartig in der Wissenschaftsgeschichte sein dürfte: Ein gewisser E. Rupp veröffentlichte 1934 in der renommierten „Zeitschrift für Physik" einen Artikel über Versuche mit künstlich erzeugten Positronen; indem sich Lange insgeheim Zugang zu der angeblich benutzten Apparatur verschaffte, konnte er zweifelsfrei nachweisen, daß die aufgebaute Versuchsanordnung die angeblich benutzte Spannung niemals ausgehalten hätte, daß folglich alle Ergebnisse einfach gefälscht waren und alle Fotos nur Reproduktionen vorher gezeichneter Wunschbilder darstellten.

Eine tödliche politische Feindschaft hegten die Faschisten gegen ihn, nachdem er in der Zeit des Reichstagsbrandes im Auftrag der KPD eine wichtige Zeugin für die Unschuld Dimitroffs bei sich versteckte und sie schließlich ins



Der Nobelpreisträger des Jahres 1920, Walter Nernst (links), trägt mit seiner Grundlagen- und praxisbezogenen Forschung zur Herausbildung eines vielseitigen Wissenschaftlertypus bei. Fritz Lange arbeitet als junger Doktorand im Nernstschen Institut (rechts). Professor Fritz Lange mit seinem Schüler, Professor John Erpenbeck (unten).

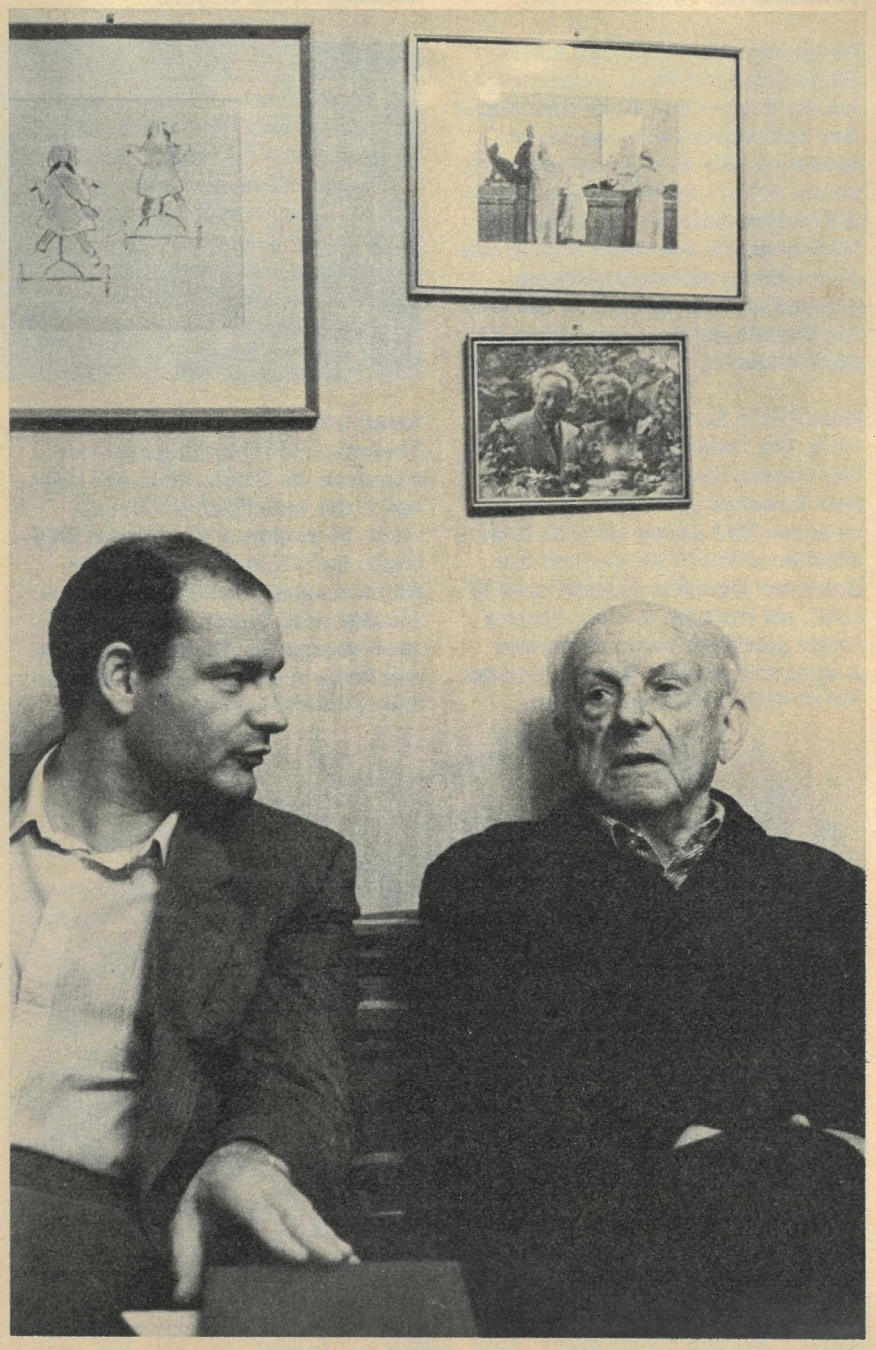
Ausland zu bringen versuchte. Es bestand die Gefahr der Entdeckung, so mußte er zunächst für ein halbes Jahr nach England fliehen. Zwar konnte er noch einmal zurückkehren, seine Arbeit fortsetzen. In dieser Zeit nahm er auch gelegentlich an der illegalen Arbeit der KPD teil. 1935 war seine Situation dann so gefährlich geworden, daß er, um außer Landes zu kommen, zunächst der Aufforderung des bekannten Physikers Prof. Blakett zustimmte, in England eine Vortragsreise zu unternehmen. Dort erreichte ihn aufgrund von Vorgesprächen eine von Joffe bewirkte Einladung, in der UdSSR zu arbeiten. In die Vorführapparatur, die er nach England mitnehmen durfte, hatte er einen beträchtlichen Goldbarren eingebaut – seinen einzigen „Besitz" –, den er nun illegal über die Grenze schmuggelte und später in der Sowjetunion der MOPR, der Internationalen Arbeiterhilfe, übergab – als seinen Beitrag zur Unterstützung der Spanienkämpfer. Eine große sympathische Geste.

In der Sowjetunion arbeitete er zunächst in Charkow als Leiter eines physikalischen Laboratoriums. Ein schwieriger, abenteuerlicher Anfang: Zu der Zeit gab es kaum Geräte, kaum Laboreinrichtungen, da wickelte man die Spulen selbst und baute die meisten Meßgeräte in Eigenregie. Auch hatte der immer noch junge Mann nie ein größeres Wissenschaftlerkollektiv geleitet. Doch er nahm die Herausforderung mit ganzer Persönlichkeit an. 1937 wurde er sowjetischer Staatsbürger, nachdem er 1936 bereits seine Gefährtin fürs weitere Leben, Rosa Lange, seine große, einzige Liebe neben der Physik, geheiratet hatte. Es war eine schöne, aber zuweilen auch sehr schwere Zeit. Dennoch war dem neueingesetzten Laborleiter, der später, im Jahre 1940, seinen der deutschen Habilitation entsprechenden Dr. phys. mat. nauk erhielt und bald darauf zum Professor ernannt wurde, von Anfang an klar, daß es nur eine Macht in der Welt gab, die dem deutschen Faschismus real widerstehen konnte: die Sowjetunion.

In Charkow führte er seine Versuche zur Erzeugung und Anwendung hoher Spannungen weiter, löste auch eine Fülle technischer und technologischer Aufgaben. Schon 1935 hatte er überdies, wie andere Kernphysiker, über die Möglichkeiten der Energiegewinnung aus der Kernspaltung nachgedacht; jetzt, noch vor dem Beginn des 2. Weltkrieges, wandte er sich mit konkreten Vorschlägen zur Nutzung der Kernenergie an das ZK der KPdSU. Das war im Jahre 1939 – im gleichen Jahr also, als die Entdeckung Hahns und Straßmanns zur Uranspaltung publiziert wurde und geschah übrigens nahezu zur gleichen Zeit, da sich Einstein mit seinem berühmt gewordenen Brief an Roosevelt wandte, um auf die Gefahr einer Atombombe in faschistischer Verfügung hinzuweisen. Völlig unabhängig von der Arbeitsgruppe um Kurtschatow begann Professor Lange Versuche zur Gewinnung des zur Kettenreaktion notwendigen Uranisotops 235.

Der Kriegsausbruch verhinderte zunächst alle weiteren Arbeiten zu diesem Thema. Alle ökonomischen und wissenschaftlichen Kräfte wurden für die unmittelbare Lösung kriegswichtiger Aufgaben eingesetzt. Ein Teil des Charkower Instituts wurde nach Ufa in Baschkirien evakuiert, dort arbeitete Professor Lange ein Jahr, dann wurde er nach Swerdlowsk kommandiert.

Erst als sich die Vermutungen bestätigten, daß man in Deutschland und in den USA an der Realisierung der Uranbombe arbeitete, wurden entsprechende Forschungen zur Kernspaltung auch in der UdSSR wiederaufgenommen. Professor Lange wurde aufgefordert, seine Forschungsprojekte einer Regierungskommission vorzulegen. Sie wurden gebilligt und der von ihm ausgewählten Forschergruppe ein Laboratorium der Akademie der Wissenschaften in Swerdlowsk zur Verfügung gestellt. Schließlich betraute man ihn nach Kriegsende mit der Leitung einer speziellen Organisation zur Durchführung entsprechender Arbeiten in Moskau. In dieser Zeit entwickelte er, wiederum unabhängig von den Ergebnissen anderer Forscher, ein originelles Diffusionsverfahren zur Abtrennung des U-235-Isotops. Mit derselben Anlage gelang es später auch, das erste Tritium für die sowjetische Wasserstoffbombenentwicklung zu gewinnen. Schließlich wurde von ihm eine gekammerte Gegenstromzentrifuge zur Urananreicherung eingesetzt, ein Verfahren, das sich bis heute als das ökonomischste zur Gewinnung des Kernbrennstoffs erwiesen hat. Natürlich hatte man auch in anderen Labors der UdSSR ähnliche Arbeiten durchgeführt, über die jedoch aus Geheimhaltungsgründen nichts weitergegeben wurde. Es ging nicht um Prioritäten, es ging um das Überleben des ersten sozialistischen Staates.

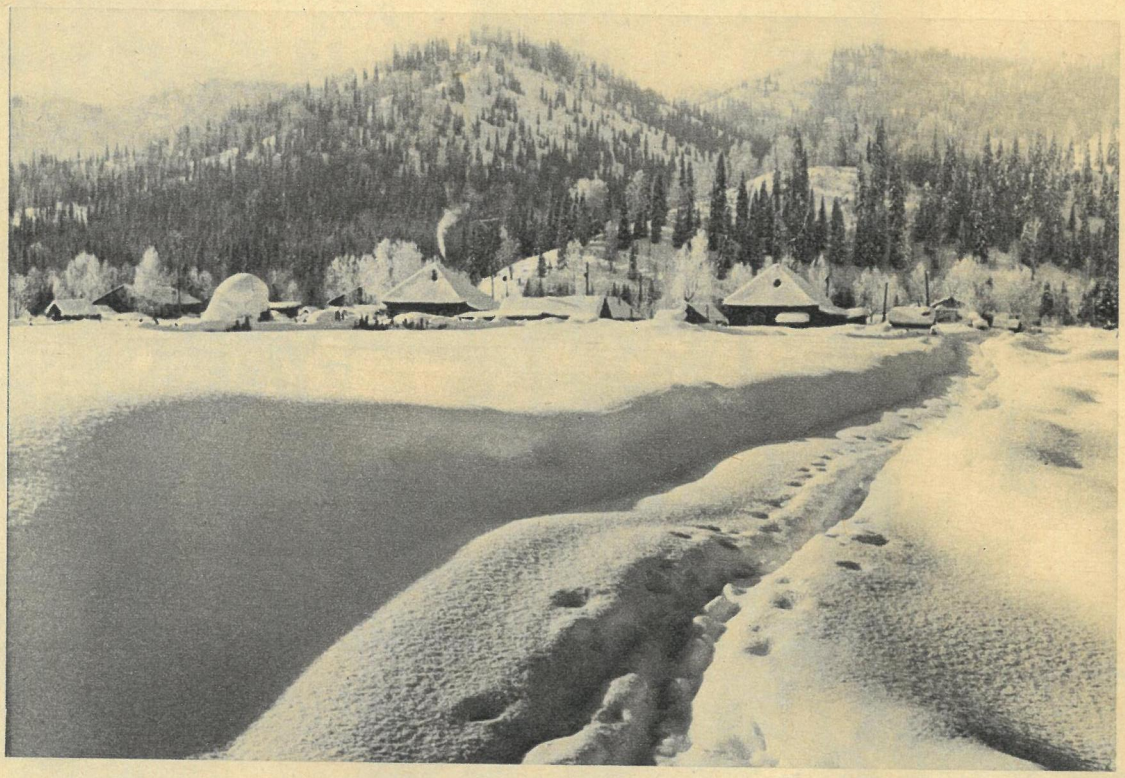


Nach dem Krieg erhielt Fritz Lange 1952 den Lehrstuhl für Physik am Chemisch-Technologischen Institut Dnjepropetrowsk, ab 1953 arbeitete er als Professor am Elektrotechnischen Unionsinstitut Moskau auf dem Gebiet der Hochspannungstechnik und der Isolierstoffe, nebenbei wirkte er am Energetischen Institut als Hochschullehrer. Die Sowjetunion war ihm zur zweiten Heimat geworden, hier hatte er Angehörige, Freunde, Schüler. Hier hatte er seine größten wissenschaftlichen Erfolge, genoß die höchste Anerkennung.

Wer sich all das bewußt macht, wird verstehen, welch geradezu abenteuerlicher Mut, welche Entschlossenheit und menschliche Reife dazu gehörte, 1959 aufgrund einer Bitte von Seiten der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik in dieses neue, sozialistische Deutschland zu gehen, erneut die Staatsbürgerschaft zu wechseln. Sein Name war unter den Wissenschaftlern dieses Landes so gut wie unbekannt, dafür hatten die zwölf Jahre Faschismus gesorgt. Viele seiner wesentlichen Leistungen hatte er in der Sowjetunion vollbracht, sie waren so eng mit entscheidenden militärischen Aufgaben verbunden, daß nur wenige Mitarbeiter und Freunde überhaupt davon wußten. Schließlich hatte er sein sechstes Lebensjahrzehnt gerade vollendet…

Doch Professor Fritz Lange führte mit der ihm eigenen, bewundernswerten Energie seine Forschungsarbeiten weiter. Er nutzte Hochspannungsexperimente zur Erzeugung und Untersuchung biologisch wirksamer Strahlungen, er vervollkommnete das nach ihm benannte Langesche Diffusionstrennverfahren. Er regte elektronenmikroskopische und spektroskopische Arbeiten an. Er half, die Biophysik zu einer geachteten Disziplin innerhalb der physikalischen Forschung zu machen. Sein Nachfolger als Direktor des Biophysik-Instituts, Akademiemitglied Prof. Dr. Lohs, schrieb aus Anlaß des 75. Geburtstags: „Allem Äußeren abhold, fast scheu gegen öffentlichen Ruhm und voller Ideen kehrte Fritz Lange 1959 nach Berlin zurück. Als Direktor des Institutes für Biophysik der damaligen Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin widmete er sich voller Begeisterung dem Aufbau der Biophysik in der DDR und seinen jungen Mitarbeitern, die er im vertrauten Kreis oft liebevoll als seine ‚Kinder' bezeichnet und die er auch wahrhaft väterlich liebt… Es waren stets die beiden Elemente der Freude und der Liebe, die ihm die Kraft zur Arbeit sowie zur Überwindung aller Schwierigkeiten gaben, und es ist bis auf den heutigen Tag seine Frau, die sein Leben in so wunderbarer Weise erfüllt." Wir, seine „Kinder", seine ehemaligen Schüler und Mitarbeiter sind stolz auf ihren väterlichen Lehrer, auf seine wissenschaftsgeschichtlich wichtigen Beiträge, auf seine Beiträge zur Sowjetwissenschaft und zur Wissenschaft unseres Landes.

Fotos und Reproduktionen: Detlev Steinberg



Früher Winter in Kasachstan. Während sich Anfang Oktober im Schwarzen Meer Badelustige noch bei Wassertemperaturen von 19 Grad in den Wellen tummelten und im Süden Mittelasiens Sommerkleidung Mode war, hüllte sich dieses ostkasachische Dorf in den Wintermantel von Väterchen Frost.

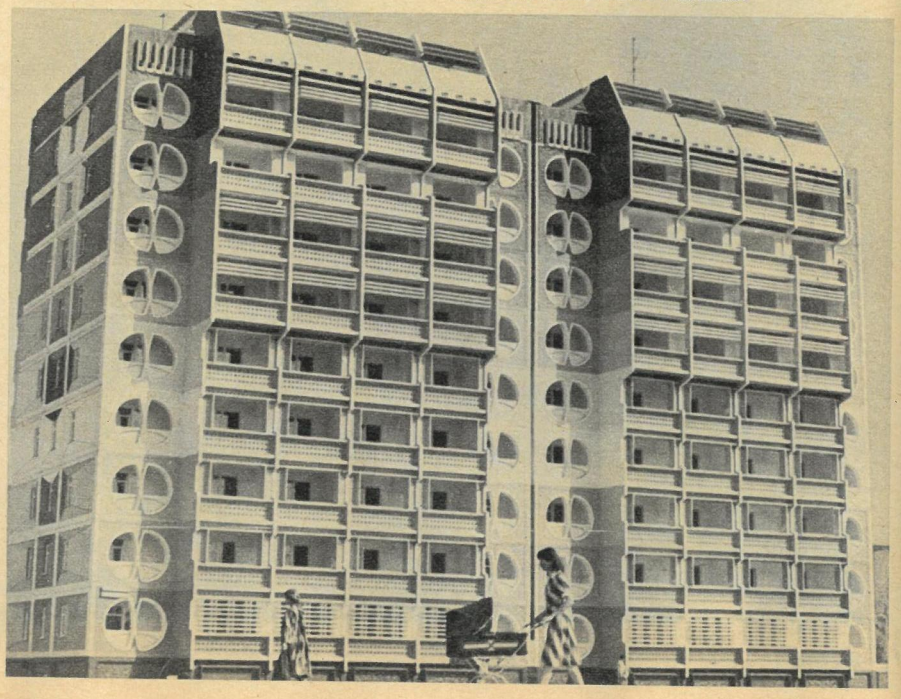
Neujahrsball in Tallinn. Zu einem Riesenspaß mit Pippi Langstrumpf lud die Kinder- und Jugendredaktion des Estnischen Fernsehens viele Kinder ein. Die Bücher der schwedischen Autorin Astrid Lindgren über die kleinen Abenteuer des lustigen Mädchens mit den roten Zöpfen und dem ständig runtergerutschten Strumpf sind die Bestseller der letzten Monate auf dem estnischen Kinderbuchmarkt.

Ort des Gedenkens. Der Volkskünstler der Litauischen SSR Kazimieras Morkunas (Foto oben) schuf für die Gedenkstätte der Opfer des Faschismus in Kaunas eine farbige Glasfensterkomposition von 160 Quadratmetern. Gemeinsam mit dem Schöpferkollektiv erhielt er den Staatspreis der UdSSR.

Jedes Jahr schickt TASS etwa 6,5 Millionen Fotos in alle Welt. Zum Ende des vergangenen Jahres stellte die Agentur eine kleine Auswahl interessanter Bildnachrichten aus der Sowjetunion zusammen. Meldungen, die zum Alltag des großen Landes gehören.

Gratulation für Shadyra Taspambetowa. Die Traktoristin – hier ausnahmsweise auf einem Esel – aus dem Sowchos „Telikol" in der Kasachischen SSR wurde auf dem Bestarbeitertreffen in Moskau mit der Goldenen Medaille „Hammer und Sichel", als Held der Sozialistischen Arbeit sowie mit dem Leninorden ausgezeichnet. Ihre Brigade erntete 100 dt Körnermais vom Hektar.

Neuer Stil in Duschanbe. Daß Blockbauweise nicht eintönig sein muß, beweisen die Schöpfer dieses Hauses in der tadshikischen Hauptstadt. 54 moderne Wohnungen empfingen im Vorjahr ihre Bewohner. Jährlich werden in der Sowjetunion 540 Millionen Quadratmeter Wohnraum übergeben. Die Miete beträgt drei Prozent des durchschnittlichen Einkommens einer Familie.



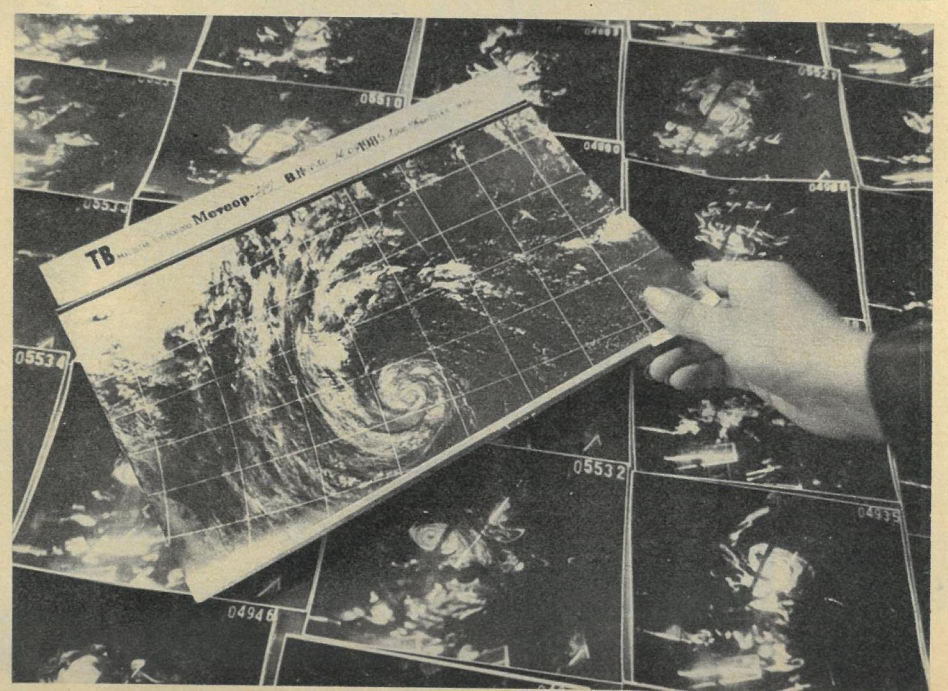
Post nach 40 Jahren. Der Krieg hatte Kadyr Rachimow (Bildmitte) bis nach Frankreich verschlagen. Dort kämpfte der Tadshike bei den Partisanen. Durch die sowjetische Zeitung „Nouvelles de Moscou" erfuhren die einstigen Kampfgefährten von ihm. Nun häufen sich bei Rachimow Briefe von seinen Freunden.

Handkuß à la française. Während der XII. Weltfestspiele in Moskau war der Franzose Thomas Berras – einer der 20 000 Delegierten aus über 150 Ländern – von dem sowjetischen Eistanzpaar Marina Klimowa/Sergej Ponomarenko so beeindruckt, daß er der attraktiven Marina speziell Dank sagen mußte.

Momente '85

Erfolgsjahr für Galina. Das Jahr 1985 wurde für die Tochter des ersten Kosmonauten, Galina Gagarina, ein besonderes. Erstens verteidigte sie ihre Dissertation über Probleme der rationellen Bodennutzung (im Foto mit ihrem Gutachter). Zweitens entzündete sie das Festivalfeuer im Leninstadion. Und schließlich heiratete sie. Ihr Mann Konstantin arbeitet als Kinderarzt.

Zyklone im Labor. Im Fernöstlichen Forschungszentrum Wladiwostok wurde im vergangenen Jahr eine Anlage entwickelt, mit der atmosphärische Prozesse, wie Taifune en miniatur, simuliert werden können. Mit Hilfe von Lasern fotografiert man Strömungserscheinungen im Wasser. Diese werden dann mit Luftbildern und Aufnahmen aus dem Kosmos verglichen und ausgewertet.



GRIGORI BAKLANOW

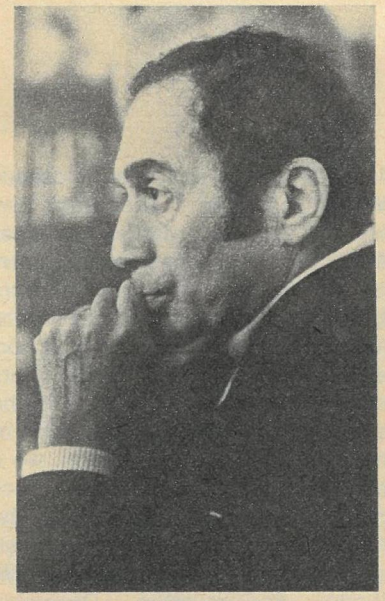
Das Leben und die Menschen lieben

Jeder Schriftsteller erhält Briefe. Auch ich erhalte welche. Erstaunliche Briefe sind das. Was für Lebenswege offenbaren sie!

... Wenn mir jemand schreibt, das Schicksal meines Romanhelden gehe ihm zu Herzen, er möchte gern, daß er am Leben bleibt und nicht umkommt, dann denke ich jedoch jedesmal, ob wohl der Briefschreiber auch ebenso gut zu den Menschen an seiner Seite ist, zu denen, die heute leben, über deren Jugend ich in meinem Buch erzähle und die heute schon nicht mehr so jung sind? Das Alter aber ist nun mal nicht immer schön. Und ob er nicht nur zu ihnen gut ist, sondern überhaupt zu allen Menschen. Es ist leicht und tröstlich, Menschen aus einem Buch zu lieben, mit ihnen zu fühlen, ihr Schicksal mitzuerleben, als wäre es das eigene. Aber Bücher werden geschrieben, damit man lebende Menschen liebt. Bücher werden nur deshalb geschrieben, Kunst gibt es nur, damit alle das Leben und die Menschen lieben, damit sie gemeinsam Gutes tun und bereit sind, selbstlos zu handeln. Es ist schön, wenn der Mensch etwas hat, jemanden hat, wofür er alles opfert, sogar das eigene Leben, das ihm nur einmal gegeben ist. Ja, das Leben ist dem Menschen nicht gegeben, damit er es durch eine Kugel oder eine Bombe verliert, und unser größter Wunsch ist, daß es nie wieder auf Erden Krieg gibt. Leid aber kann einem ein Volk tun, dessen Söhne und Töchter — ob nun in Friedenszeiten oder in tragischen Augenblicken der Geschichte — nicht fähig sind, sich für andere hinzugeben, das Schicksal der Heimat höher zu schätzen als das eigene.

Sagen wird man über unsere Tage ...

Diese Verszeile des Dichters Kuba, geschrieben in den Jahren unseres Neubeginns, verweist auf das Urteil eines künftigen Lesers. Große Leistungen wurden vollbracht, die größte ein vierzigjähriger Frieden! Wer stört ihn noch immer, wer bewahrt ihn? Zu solchen und andere Zeiterscheinungen berührende Fragen nehmen an dieser Stelle zeitgenössische Autoren aus der UdSSR und der DDR in Poesie und Prosa das Wort. Sie benennen und bekennen, was sie bewegt in unseren Tagen, an denen einst wieder Dichter ihre eigene Epoche messen werden.



Grigori Baklanow, geboren am 11. 9. 1923 in Woronesh, lebt in Moskau, schrieb u. a. „Ein Fußbreit Erde", „Sie bleiben ewig neunzehn".

Foto: „Abschied vom Kindergarten" von Peter Leske

Ins Deutsche übertragen von Charlotte Kossuth, aus einem Essay, geschrieben für „Literaturnaja Gaseta" 24/1985.

Hannes Schreiber fotografierte Grigori Baklanow

Weiße Bagatellen

Ich soll etwas über den Moskauer Winter schreiben – aber was? Etwa wie ich vor vielen Jahren, an einem frostigen doch schneelosen Dezembertag einem Moskauer Taxifahrer begegnete, der mich mit der Mitteilung überraschte, er habe sich noch einen Rest gewisser weißer Sternchen aufgehoben? Wie er mich über spiegelblanke Straßen, ich glaube bis nach Kolomenskoje bugsierte, wo er mir hinter einem altväterlichen Blockhaus, in einem wunderbar verwilderten Bauerngarten à la Paustowski, den ersten nach einer geheimen Methode konservierten Dezemberschnee zeigte? Soll ich vielleicht über jenen Wintermorgen berichten, an dem, ich übertreibe nicht, die Kremltürme, die goldenen Zwiebeln der Kirchen und der klassizistische Schmuck ehemaliger Adelspaläste in einer runden roten Wintersonne dampften, daß ich wähnte, es hätte mich in ein anderes Jahrhundert verschlagen? Soll ich mich an die Rucksäcke erinnern, die Abfahrtsläufer auf den Leninbergen an die Bäume gehängt hatten? An die Eisangler mit ihrer »Mormyschka«, dem Spezialköder, über kaltkochenden Seen? Oder an die Tauben auf den warmen Gullydeckeln am Kalininprospekt? Könnte mich die weiße Mütze des Herrn Pjotr Tschaikowski vor dem gleichnamigen Konservatorium zu einem lyrischen Versuch hinreißen? Oder die gepuderten Bäume jener alten Allee zu

einem Loblied auf den großen Grafiker Winter? Besinne ich mich einfach auf diesen noch nicht lange zurückliegenden seltsamen Silvesterabend, da ich mit einem guten Kollegen aus dem Fernen Osten kommend, in Scheremetjewo zwischenlandete, um dann noch rechtzeitig bis 12 Uhr Mitternacht in Berlin zu sein? Erzähle ich, daß die Interflug uns nicht weiterbefördern wollte, daß wir kein Hotelzimmer, dafür eine warme Wohnung am Kutusowskiprospekt fanden, in der wir, ergeben in unser Schicksal, mit vollem Glas die zwölfte Stunde erwarten wollten? Wie wir dann durch die bis in die späten Abendstunden geöffneten Läden stromerten, um uns ein anständiges Abendbrot zusammenzustellen? Und daß wir schließlich dabei ein heiter-gelassenes bis lärmend-fröhliches Völkchen entdeckten, das dem neuen Jahr optimistisch ins Auge sah? Eben jene echten Moskauer, die sich nicht nur an solchen festlichen Winterabenden anheimelnd-freundlich geben? Soll ich noch sagen, daß uns zum Moskauer Winter damals eigentlich nur eines fehlte – der Schnee? Daß er erst einige Tage nach unserer glücklichen Heimkehr Moskau in einen dichten Flockenwirbel hüllte?

Aber das ist nun wirklich alles ohne Bedeutung...

Wenn mir nur etwas Rechtes einfiele!

Salus Winter

Fotos: Volkmar Billeb

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Siegfried Matthus

Ein leeres Blatt Papier, wo beginnen? Zweifel plagen ihn jedes Mal. Und keine Schöne schwebt herab, ihn zu erlösen. Das gibt es in der Oper! Beim Opernschreiben nur das leere Blatt Papier und trotz Wissen und Erfahrung – wieder ganz von vorn beginnen… so schildert er den aufregenden Zustand, wenn er sich in sein „Komponierhäuschen" zurückgezogen hat. Dieses steht an einem Randberliner See, in den er selbst bei Minusgraden noch hineintaucht, frühmorgens, ehe er sich an den Schreibtisch setzt.

Lobt den Frieden!

„Laudate pacem" hat er sein Oratorium genannt, jenes nach Zeitdokumenten komponierte Panorama barbarischer Zerstörungen vom Dreißigjährigen zum zweiten Weltkrieg bis hin zur amerikanischen Aggression in Vietnam und zum Putsch der Militärjunta in Chile. Klage und Anklage erhebend, fordert er, lobt den Frieden, tut etwas für ihn. Kriegszeit war auch seine Kinderzeit, Matthus ist 1934 geboren, in Mallenupen in Ostpreußen, woher auch der von ihm verehrte Dichter Johannes Bobrowski stammt. Der Großvater, der Vater waren Bauern, nebenbei spielten sie zum Tanz auf, so kam er zur Musik und zu seinem ersten Akkordeon. In den Dörfern rund um Neuruppin, wohin die Familie nach dem Krieg übersiedelte, begleitete der Dreizehnjährige seinen Vater am liebsten auf Bauernhochzeiten, auf denen es selbst dazumal lustig zugegangen ist und wo es zu essen gab! In Rheinsberg hat er die Oberschule bis zum Abitur besucht, jetzt ernannte ihn das märkische Städtchen, das Tucholsky seinen liebenswerten Weltruhm verdankt, überraschend zum Ehrenbürger, eine neue Würde oder Bürde zu den anderen. Er ist Präsidiumsmitglied der Akademie der Künste der DDR und Sekretär ihrer Sektion Musik, hat ein Amt im Komponistenverband, er ist Dramaturg an der Komischen Oper Berlin und nicht zuletzt Professor einer Meisterklasse an der Akademie der Künste. Man sagt ihm nach, er sei freundlich und konsequent, habe Humor und besonderes Verständnis für junge Leute, die sich noch ausprobieren wollen. Er selbst war ja so einer… als Schüler schon Chorleiter und erste Kompositionsversuche, nur aus dem Gefühl heraus. Das Fach studierte er an der Berliner Hochschule für Musik bei Rudolf Wagner-Régeny, gleichzeitig wirkte er im FDJ-Studentenensemble der Uni, dirigierte den Chor, komponierte Lieder und Songs. Zwei Jahre ist er dann Meisterschüler von Hanns Eisler gewesen. Das prägt.

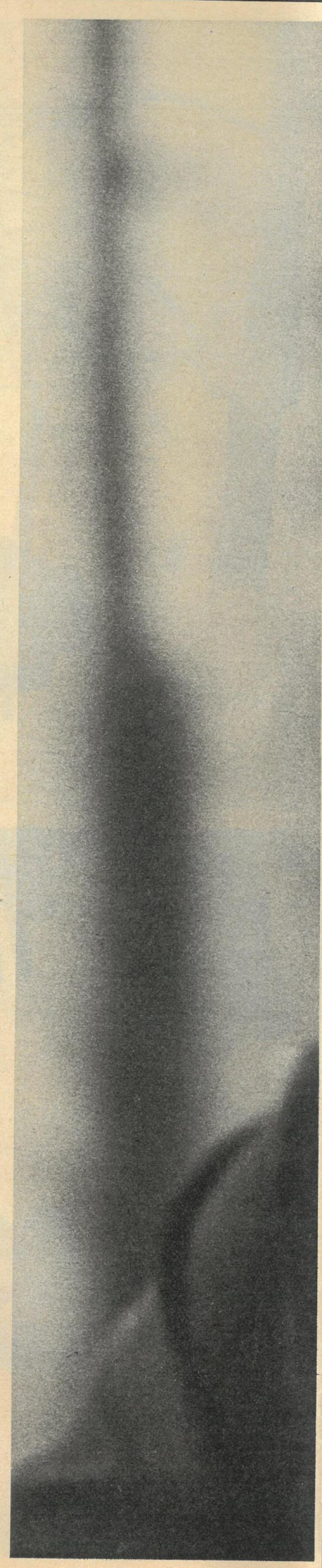
Aber, sagt er rückblickend, leider habe ich damals versäumt, ihn richtig auszubeuten. Eisler war ein Mann, der das streitbare schöpferische Gespräch wie kein anderer geliebt und den falschen Respekt vor bedeutenden Leuten gehaßt hat. Darum heute seine Ungeduld den eigenen Meisterschülern gegenüber, sie sollen seine Erfahrungen abfordern, er will mehr Neugier, tiefer bohrende Fragen, übergreifende Gedanken, damit ihnen keine Scheuklappen wachsen.

Schöpferische Phantasie – das sind viele Ideen, Inspiration, Kenntnis gesellschaftlicher Zusammenhänge – eine Art von Produktivkraft, die man stimulieren kann, nicht befehlen, aber auch nicht verhindern. Zu bewundern ist seine Kraft, wie er das alles schaffte: Vokalmusiken, Ballettszenen, sechs Opern, seine Tonsprache ist unverwechselbar, dramatisch, theatralisch. Er nennt das affektive Musik. Wiederentdekkung einer Musik, die wieder auch auf die Emotion zielt, nicht nur auf den Verstand. Er ist Protagonist dieser Richtung namentlich im Musiktheater, wofür er „geliebt als auch geschlagen" wurde. Und er setzt sich in den Orchestergraben, „zwischen die Pauken". „Was ich an Empfindungen aufschreibe, muß auch hörbar zu machen sein durch die Musiker, singbar von den Sängern. Die Interpreten müssen mein Stück gern spielen, sonst funktioniert die Kommunikation mit dem Publikum nicht."

„Noch einen Löffel Gift, Liebling?" Er schenkt Tee nach. Dabei erzählt er amüsiert, was dieser seiner 1971 entstandenen Kriminaloper geschah. – Daß sie kürzlich vom Ensemble des Stadttheaters Plauen so erfolgreich aufgeführt wurde, freut ihn, und der international Gefeierte scheute nicht den Weg in die „Provinz", um an der Premiere teilzunehmen. – Aber Sohn Frank (studiert an der Schauspielschule und will Regisseur werden) entkleidete das Libretto von der Musik des Nationalpreisträgervaters, komponierte eine eigene und führte das Stück mit Studenten öffentlich vor! Frech, aber imponierend, fand er.

Gespräch am Jahresende. Zöge Matthus Bilanz, sie wäre erfolgreich, fünf Uraufführungen, in der DDR zwei bejubelte Opernerstaufführungen. „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke" in Dresden, „Judith" in Berlin. In beiden Werken – die Texte aus Rilkes Erzählung und Hebbels Drama hat er selbst zusammengestellt – sind es große Gefühlskonflikte zwischen Menschen, die außerordentliche Situationen erfahren, ein zeitgenössischer Opernstoff, sagt Matthus, wenn man in der Historie Konflikte findet, die in unserem gegenwärtigen Erleben und Empfinden eine Rolle spielen, begreifbar sind. Die Tragik in der Figur des Cornets – ein junger Mann, der gerade zu leben und zu lieben anfängt, muß in einem grausamen Krieg sterben. Die Tragik der Judith – ihr persönliches Empfinden kollidiert mit gesellschaftlicher Pflicht, sie muß den Mann töten, den sie liebt. Ein Thema, das ihn schon einmal inspirierte, als er nach Boris Lawrenjows Revolutionsnovelle „Der 41." die Oper „Der letzte Schuß" komponierte. Musik, das ist sein Mittel, die Einzigartigkeit, die Poesie und die Schönheit des Lebens zu zeigen, einschließlich aller Probleme, die dazu gehören. Musik kann nicht Frieden schaffen, aber bewahren helfen, das ist seine Überzeugung. Und so ist das „Komponierhäuschen" auch kein Elfenbeinturm. In der Musik und in der Literatur der Welt zu Hause hat der Künstler Matthus seine Wurzeln hier, in diesem Land, wo er, wie er einmal äußerte, seine besten Stücke noch schreiben will und muß. Immer wieder ein leeres Stück Papier vor sich, Risiko und Hoffnung, aber „die Premierenängste werde ich nie los!"

Ursula Weil (Text)
Barbara Köppe (Foto)



Jordan Raditschkow

Der kleine Skiläufer

Jordan Raditschkow, geboren am 19. Januar 1923, gehört zu den herausragenden Persönlichkeiten der zeitgenössischen bulgarischen Literatur. Mit seinen größtenteils ironisch verfremdenden Geschichten bereitet er seinen Kritikern oft Kopfzerbrechen, den Freunden seiner Erzählkunst jedoch Erkenntnis und Genuß. Er betrachtet seine Zeit und ihre Menschen aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel, dem eines Spötters, hinter dessen Lachen sich nicht selten großer Ernst verbirgt. Auf eigenwillige Art widerspiegelt seine Gedanken- und Figurenwelt jene großen gesellschaftlichen Veränderungen, die sich in den vergangenen vierzig Jahren in Bulgarien vollzogen haben. Die vorliegende Erzählung, ein zum Nachdenken anregendes Gleichnis, wurde für FREIE WELT von Wolfgang Köppe ausgewählt und übersetzt.

Auf dem Weg zur Lichtung sah ich ihn. Er kniete in der breiten Schlittenspur und mühte sich, mit einem winzigen Taschenmesser ein Riemchen zu richten, das sich gelöst hatte. Seine Ski waren Eigenbau, aus Buchenbrettern. Diese Art Ski war in den Nachkriegsjahren sehr verbreitet in Berkowiza, einer Kleinstadt und trotzdem Kreisstadt, aber auch in den Dörfern ringsumher. Es waren wenig Dörfer, sie waren klein und auch arm und schmiegten sich aneinander in dem bejammernswürdigen Kreis Berkowiza, den die administrative Gliederung Bulgariens in jenen Jahren zustandegebracht hatte. Überall schnitzten zur Winterzeit die Väter aus frischer Buche oder Zirreiche für ihre Kinder Ski. Als Riemchen wurden breite Streifen ungegerbter Schweinshaut an ihnen befestigt. Vom Schnee wurde die Schweinshaut weich, und man mußte die Füße sehr tief unter die Riemen schieben, um sich auf den Brettern halten und sie lenken zu können.

Diese Bretter sahen schwer aus, plump, ungelenk und unfertig. Doch die kleinen Skiläufer machten aus diesen plumpen und schweren Stücken Holz mit den von rostigen Nägeln gehaltenen Schweinshautstreifen geradezu märchenhafte Schneeschuhe. Wenn heutzutage jemand solche Ski zu Gesicht bekommt, würde er nimmermehr glauben, daß sich die Kinder einer derart abenteuerlichen Ausrüstung bedient haben und imstande gewesen sind, mit diesen zwei rohen Holzlatten einen zugeschneiten Hügel vorm Dorf oder gar einen steilen Berghang hinabzufahren. Es war das Privileg der Kinder, sie allein vermochten die unzähmbaren Eigenbau-Ski zu bändigen und mit ihnen Hänge hinabzurasen, bei deren Anblick einem Erwachsenen die Haare aufrecht standen oder ihm schwindlig wurde. Ich persönlich habe mein Lebtag keinen einzigen Erwachsenen angetroffen, der es fertiggebracht hätte, auf solchen Brettern auch nur eine Schlittenbahn für Kinder zu meistern. Die Erwachsenen überschlugen sich schon im oberen Teil der Schlittenbahn, blieben im Schnee stecken und die Ski, getragen von ihrer eigenen Schwere, setzten ihren Weg fort, talwärts, eine Schneewolke hinter sich ziehend, und des öfteren konnte man solcherart verlorengegangene Ski mit großer Geschwindigkeit in der Fahrspur bis durch die Dorfstraße sausen sehen. Wie die Kinder diese ihre Bretter zu beherrschen lernten, ist für mich bis auf den heutigen Tag ein Geheimnis. Fast alle klebten sie wie ein Floh auf den zwei Stücken Holz, und keine Kraft der Welt hätte sie losreißen können. Wenn es sich ereignete, daß ein Kind stürzte – und das ereignete sich –, blieben seine Bretter wie festgeleimt an den Bindschuhen hängen und warteten, daß der kleine Held sich aufrichtete, sich den Schnee abklopfte und seine Fahrt den Schneehang abwärts fortsetzte.

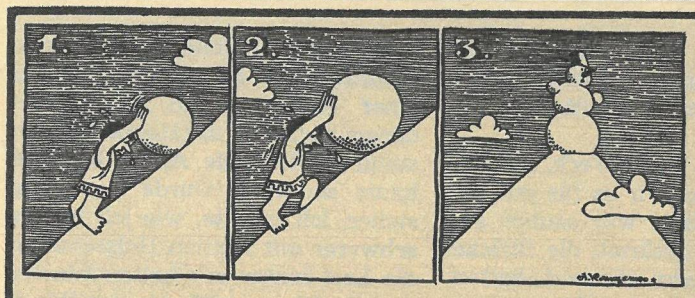
Einer von dieser Sorte war auch der kleine Skiläufer, den wir in der Fahrspur zum Holzeinschlag trafen. Wir, das war ich und dazu der Irre Petöfi. Wir waren dabei, einen leeren und schon jetzt schweren Schlitten bergauf zu ziehen, wir wollten oben Holz schlagen und sammeln und auf dem Schlitten hinunter in die Stadt bringen, Feuerholz. Petöfi war mein Schulkamerad, den Irren nannten wir ihn nur, wenn er nicht dabei war. Er rezitierte mit Vorliebe das Gedicht „Der Irre“ von Petöfi, und war er dabei, nannten wir ihn nur Petöfi. Seine Mitschüler beeindruckte er nicht nur durch seine Körperkraft, sondern auch durch den Umstand, daß er in der Innenseite seines Mantels stets und ständig einen Trommelrevolver hatte, mit einer Kugel in der Trommel. Für die Nachkriegsjahre damals war das eine fürchterliche Waffe, was auf uns eine hypnotische Wirkung ausübte. Rezitierte er Gedichte, ereiferte sich Petöfi mitunter dermaßen, daß er seinen Revolver zückte und ihn über seinem Kopfe schwang, worauf wir in Reglosigkeit erstarrten. Außerhalb seiner Rezitationen war Petöfi ein gutmütiger und recht zartbesaiteter Mensch, er hatte ein weiches Gemüt, leicht verletzlich. Beide waren wir schweißnaß von dem Weg bergauf, von dem schweren Schlitten, den wir hinter uns herzogen, und von den unbequemen Holzschuhen. Als wir bemerkten, in welcher mißlichen Lage der kleine Skiläufer sich befand und daß er mit seinem winzigen Taschenmesser nichts gegegen den abgerissenen Riemen würde ausrichten können, machten wir halt, um ihm zu helfen. Genauer gesagt, Petöfi nahm sich des Riemens an, er holte das Beil vom Schlitten, zog mit ihm die rostigen Nägel aus dem Holz, klopfte sie gerade und begann den Riemen wieder zu befestigen. In diesen Dingen war Petöfi äußerst geschickt, er meisterte alles. Während er meisterte, fragte er den Jungen aus, in welche Klasse er ginge, ob er das Einmaleins beherrsche, wohin er sich aufgemacht habe mit seinen Brettern, und so weiter. Der Junge ging in die 3. Klasse, er beherrschte das Einmaleins, und aufgemacht hatte er sich mit seinen Brettern, die Meister zu sehen. Er hatte eine Schirmmütze auf, die Schirmmütze war mit einem Schal festgebunden, damit der Wind sie ihm nicht vom Kopfe wehte, wenn er die Steilhänge hinabfuhr, und damit ihm die Ohren nicht abfroren, denn in den Balkan-Bergen um Berkowiza sind die Winde zur Winterzeit sehr heftig, und erst recht bei einer Abfahrt per Ski, glattweg die Ohren kann es einem abreißen. Die Sachen, die der Junge an hatte, waren aus billigem Tuch und ihm viel zu groß, wie üblich in jenen Zeiten; die Sachen für die Kinder wurden von vornherein zu groß genäht, „auf Zuwachs“, damit das Kind die 1. Klasse mit neuen Sachen beginnen konnte und sie ihm noch immer nicht zu klein waren, wenn es die 4. Klasse beendet hatte. An den

Füßen hatte der Junge Bindschuhe aus Schweinsleder, bei dem die Borsten nur an den Enden mit einer Schere abgeschnitten worden waren, dank der Borsten hielt solches Schuhwerk länger.
Was nun die Meister betrifft, so wußte der Junge nicht, was er sich darunter vorstellen sollte. Er hatte nur gehört, irgendwo in dieser Gegend würden sich die Landesmeister im Skilauf einfinden; seit etlichen Tagen wurde in diesem schönsten Teil des Balkans für sie eine Bahn hergerichtet.
„Eine Piste, mein Junge, keine Bahn! Eine Piste!" sagte der Irre Petöfi.
Später fragte er den Jungen, ob er sich aufgemacht habe, ebenfalls Rennen zu bestreiten. Der kleine Skiläufer lachte, zog die Nase hoch und gab zu, nein, Wettkämpfe wolle er nicht bestreiten, er wolle sehen. Er habe gehört, bei den Meistern sei alles fabrikmäßig, kein Eigenbau.
„Das ist die reine Wahrheit", verkündete Petöfi.
Wir setzten uns auf den Schlitten, um jeder eine zu rauchen, wir rauchten jeder eine und spuckten in großen Bogen in den Schnee, um uns auf diese Weise eine größere Wichtigkeit zu verleihen. Es gehörte sich einfach so für Jungen, die in die letzte Klasse des Gemischten Gymnasiums von Berkowiza gingen. Es war schwarzer Tabak, aus einem Nachbardorf, er wurde dort nämlich in den Maisfeldern schwarz angebaut. Wir sitzen also, rauchen und erklären dem Jungen, daß bei den Meistern tatsächlich alles fabrikmäßig ist, daß sie orthopädisches Schuhwerk tragen, daß ihre Ski über mechanische Vorrichtungen verfügen, die, sobald der Skiläufer stürzt, sich automatisch von dem orthopädischen Schuhwerk lösen und in einer vorberechneten Kurve in gefahrloser Entfernung niedergehen. Und daß die Meister außerdem eine Spezialkleidung und Spezialbrillen tragen, ihre Mützen sind ebenfalls eine Spezialanfertigung, nicht daß sie mit Schirmmützen laufen müßten, die mit Schals festgebunden werden, und auch nicht mit einem Knüppel zwischen den Beinen, mit dem sie sich mühsam abstoßen, vielmehr haben sie zwei leichte Stöcke, die sie seitlich jeweils in einer Hand halten, um sich abzustoßen oder das Kurvennehmen zu erleichtern. Dieses hörend, begann der Junge zu strahlen, und in seine Augen trat ein Funkeln. Wir erhoben uns von dem Schlitten, der Irre Petöfi klopfte dem kleinen Skiläufer auf die Schulter.
„So ist die Lage, mein Junge!" sprach er, und wir verabschiedeten uns.
Der Junge steckte seine Bindschuhe fest in die Riemen, stieß sich kräftig mit seinem Knüppel ab, verließ die Fahrspur und fuhr in jene Richtung davon, wo sich, wie er gehört hatte, die Meister zu ihrem Rennen trafen. Bald hatten wir ihn aus den Augen verloren.
Ich zog mit Petöfi unseren Schlitten hinauf zur Lichtung. Das Laufen fiel uns schwer, unsere Holzschuhe rutschten entsetzlich. Dieses Schuhwerk war eine Produktion aus Kriegszeiten. Die Sohlen bestanden aus Buchenholz. Das Oberteil sollte angeblich aus Bisonleder bestehen, aber ich glaube, das dürfte eher ein grober Ulk gewesen sein als die Wahrheit. Sohlen aus Buchenholz sind nicht biegsam, bei trockenem Wetter verursachten sie ein gewaltiges Geklapper auf den alten Gehwegplatten in unserer Stadt, wohingegen sie bei Schnee in sämtliche Richtungen ausglitten, und der Mensch nahm eine Gangart an wie eine Ente. Andere Schuhe waren in diesen Bezugscheinzeiten fast nicht zu haben, selten geschah es, daß es auf Zuteilung Gummilatschen gab.
Aber was sollte man machen, zwar war dieses vermaledeite Bezugscheinleben nicht gerade das, was man sich bestellt hatte, trotzdem lebte es ein jeder so, wie es kam, und immer in der Hoffnung, irgendwie würde man es schon bewältigen, immerhin hat der Mensch bloß ein Leben! Uns hat die Armut nicht im mindesten gehindert, auch mit Begeisterung zu leben! Jawohl, und getrieben von dieser Begeisterung und von der Kälte, hatte ich mit Petöfi unseren schweren Schlitten den Berg hinaufgezogen, bis auf die Lichtung, wo Holz geschlagen wurde. Der Holzeinschlag war staatlich, der Staat hatte Holz geschlagen, so viel er benötigte, aber in der Stadt hatte es geheißen, dort oben seien noch eine Masse schöner Äste zu holen. Mit diesen Ästen heizten nämlich die armen Leute von Berkowiza, sie schleppten sie mit Händen oder auf Karren oder mit Schlitten ab. Von weitem sah der Holzeinschlag nach viel Holz aus, doch als wir näher kamen, war der Platz schon reichlich leergesucht, also mußten wir unsere Rücken mächtig krumm machen, ehe wir unser Feuerholz beisammen hatten. Wir schlugen die Äste schön sauber, beluden den Schlitten, zurrten das ganze kräftig fest, denn wir wußten, der Rückweg war sehr steil und glatt und gespickt mit scharfen Kurven, die hinter den Bäumen lauerten wie absichtlich aufgestellte Fallen, um den vollbeladenen Schlitten umzukippen und unsere ganze mühsame Arbeit die Schneehänge hinabzuschicken. Unser Schlitten hatte zwei Holme, so daß wir zu zweit würden ziehen und ebensogut auch bremsen können. Eigentlich mehr bremsen, denn mit wenigen Ausnahmen, und zwar erst kurz vor der Stadt, ging die Schlittenspur immer steil bergab. Es gab drei oder vier ziemlich gefährliche Steilhänge, doch wir waren getrost und hofften, mit Hilfe unserer Holzschuhabsätze, die wir in den Schnee stemmen würden, den schwer beladenen Schlitten halten zu können.
Wir musterten unser Werk, und ich darf sagen, daß wir es für gut befanden. Das Holz war sauber geschichtet und getürmt, die Stricke festgezurrt, ganz obenauf hatten wir das Beil festgebunden, es war ein geborgtes. Zu unseren Füßen lag eingeschneit unsere kleine Stadt, fast zugeschneit war unsere Schule, die uns nun bereits so lange Zeit zu formen versucht hatte, und allem Anschein nach hatte sie uns nur grob behauen. In Schnee eingehüllt lag auch das Heim für unterentwickelte Kinder, und ein bißchen weiter weg das Studenten-Internat. Das Internat rauchte aus sämtlichen Schornsteinen, in ihm waren die Skilauf-Meister untergebracht. Petöfi und ich mußten an unseren kleinen Skiläufer denken, und wir fragten uns, ob es ihm wohl gelungen war, bis zu den Meistern zu gelangen und sie mit eigenen Augen zu sehen, oder waren ihm womöglich auf halber Strecke, während er durch den Wald lief, wieder die Riemen geplatzt? Als wir mit dem leeren Schlitten kamen, hatte eine Gruppe Kinder aus dem Heim gebettelt, wir möchten sie ein Stück mitnehmen, an der Stelle war der Weg abschüssig, und wir nahmen sie ein Stück mit, jedoch unter der Bedingung, daß sie uns auf dem Rückweg schieben halfen. Wir sahen schon von hier oben, sie standen unten an der Fahrspur und warteten – hatten uns also nicht vergessen.
Wir gaben gut Obacht, als wir den beladenen Schlitten von der Lichtung zur Fahrspur zogen. Unter dem Schnee verbargen sich Stümpfe, die Kufen hackten bei jedem zweiten Schritt, oder der Schlitten stand so schief, daß er zu kippen drohte. Der Wintertag ist kurz, die Sonne war rasch hinter den Buchen versunken, der Schnee hatte eine bläuliche Farbe angenommen. Weit hinter den Bäumen hörten wir Stimmen und Zurufe – dort befand sich die Piste der Meister. Unsere Schlittenspur machte einen großen Bogen bergab und kreuzte die Piste erst ganz unten. Es war noch eine Weile Zeit bis dorthin, jetzt mußten wir auf den Schlitten achtgeben, damit er uns auf dem Steilhang nicht entglitt. Anfangs ging alles leicht, der beladene Schlitten folgte uns artig. Wir brauchten ihn nicht zu ziehen, sanft glitt er auf seinen langen Kufen talwärts. Uns kam der Einfall, wir könnten umschichtig arbeiten; der eine hielt die Holme und lenkte den Schlitten, während der andere bequem mitfuhr, nur daß er dabei nicht oben auf den Schlitten kletterte, sondern lediglich auf einer Kufe stand, um notfalls flugs abspringen und zu Hilfe eilen zu können. Was wir denn auch taten. Eine geraume Zeit arbeiteten wir umschichtig, dabei lenkte mal ich den Schlitten und Petöfi fuhr mit, auf einer Kufe stehend, dann wiederum packte er die Holme und ich stand auf der Kufe. Allmählich und kaum merklich wurde der Berg steiler, ich merkte, wie ich immer schwerer mit meinen Holzschuhen die Last hinter mir halten konnte, um die Ohren pfiff mir der Wind, und in die Ohren drangen mir Fetzen von Dichterworten: Petöfi flocht vom Schlitten aus Peitschen für die Hohlköpfe auf dem gesamten Erdball. Von Kurve zu Kurve seine Fahrt beschleunigend, versagte mir der Schlitten urplötzlich den Gehorsam, die Holme wurden mir aus den Händen gerissen, ich sah den noch auf der Kufe stehenden Petöfi an mir vorbeifegen, und im letzten Augenblick stießen der Rezitator und der Schlitten gegen eine Buche. Das Beil flog in hohem Bogen davon, es pfiff furchterregend und bösartig, als suchte es unterwegs jemanden zu treffen, und grub sich in den Schnee. Petöfi schüttelte sich, tat den schönen Spruch „Die Buche traf den Schlitten genau in seiner Mitten!", und beide machten wir uns daran, den Schlitten aufzurichten, die Ladung zurechtzurücken und das Beil wieder festzubinden. Diesmal banden wir es außerordentlich sorgsam fest, denn bei einem abermaligen Kentern unserer Ladung konnte es tatsächlich jemanden treffen.
Wir setzten unsere Fahrt fort.
Niemand fuhr jetzt mehr, auf einer Kufe stehend mit, beide stemmten wir uns vorn gegen den Schlitten und bemühten uns, ihn zu halten. Der Weg wurde immer steiler, und es schien, als drohte uns der Berg geradewegs in unsere kleine Stadt zu kippen. Dank der Kurven milderte der Weg ein wenig seine Steilheit, doch allmählich spürten wir, wie die Last hinter uns immer heftiger zu schieben begann, und um sie überhaupt halten zu können, pflügten wir mit unseren Holzschuhen die Fahrspur bis in beträchtliche Tiefe. Zwar bremste das einigermaßen unsere Geschwindigkeit, doch anhalten war mittlerweile nicht mehr möglich.
Und just in diesem für uns recht schwierigen Augenblick sichteten wir zwischen den Buchen unseren kleinen Skiläufer.
Pfeilgleich flog er auf seinen Brettern Marke Eigenbau dahin, weit nach vorn gebeugt, den Holzknüppel zwischen den Beinen. Mit diesem Knüppel verschaffte er sich mal Balance, mal minderte er die Geschwindigkeit; er diente ihm als Steuer, in flacherem Gelände hingegen zum Zwecke des Beschleunigens, dann stieß er ihn zwischen seinen Beinen in den Schnee und schob sich mitsamt seinen Brettern vorwärts.
„Junge! he, Junge!" rief Petöfi.
Er konnte sich nur kurz nach uns

Fortsetzung auf Seite 41

Heizzeit: Einige Leute haben ein Herz wie ein Ofen;

Punschzeit: Ich sage euch, Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimt gemacht. Börne



Valentina Shegis

Schnee auf die Seele

Das Telefon schrillt. „Kommen Sie doch mal vorbei", ertönt ein furchterregender Baß. Ich jage die Treppe hinunter, gefolgt von den neugierigen Blicken der Damen. Der Chef der Allgemeinen Verwaltung, den ich vor langer Zeit gebeten hatte, mich mit Büromaterial zu versorgen, trägt demonstrativ neue silbergraue Unterschriftenmappen vorbei. Vor dem Chefzimmer steht der Referent mit einem Gesicht, das einem braungebackenen Milchbrötchen ähnelt. Heute scheint das Milchbrötchen aus saurem Teig gebacken zu sein. „Ich höre", sagt der Chef freundlich. „Sie haben mich angerufen", stottere ich. „Ja", sagt er, „ich habe zufällig Ihre Nummer gewählt. Eigentlich brauche ich Gwosdikow. Aber da Sie nun mal hier sind, möchte ich Ihnen mitteilen, daß Sie zum Leiter ernannt worden sind." In meinen Ohren beginnt es zu rauschen. Das Sauerteig-Gesicht des Referenten verändert sich in Richtung Geburtstagspastete. Auf dem Korridor flüstert mir die Büfettiere zu, daß sie Kokosnüsse bekommen habe. Und auf meinem Schreibtisch liegt eine elegante silbergraue Unterschriftenmappe mit Goldprägung. – Gegen Feierabend bringt der Referent am Schwarzen Brett die Bekanntmachung an, daß ich zum Leiter ernannt bin. Zum Leiter des Freiwilligentrupps zur Schneeberäumung des Fabrikhofes.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

Klitschenko, Moskau

Ein Wort,
das von Herzen
kommt, macht dich
drei Winter warm.
chinesisch

Januar

Nun, weil
ich pflege kalt
zu sein,
so heiz die Stuben
tapfer ein,
laß dir den Arzt
nichts geben,
laß Bader
und Balbierer sein:
Ein schönes Weib und Salbeiwein
sind jetzt gesund zu
gutem Leben.

Alter Kalenderspruch

Schneekönig

So richtig
glücklich
ist,
wer nicht
weiß,
warum.

K. Baum

Steger

Es schneit Weiterentwicklungen!

Rubin, Charkow

2 Wochenspruch

Denkt ans fünfte Gebot:
Schlagt eure Zeit
nicht tot!
E. Kästner

Surowzew, Woronesh

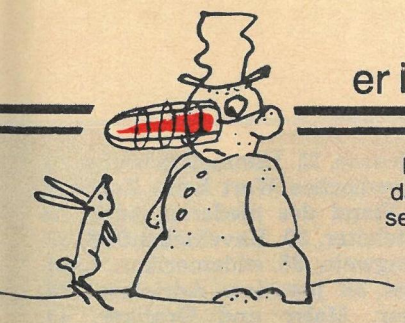
Nekrassow, Moskau

Kossobukin, Kiew

Kasanewski, Kiew

Freizeit: Laß der Zeit nur ihren Willen und vergönn ihr ihren Lauf. Fleming

er ist an sich kalt, aber sie heizen ihn, wenn sich jemand wärmen will. Hebbel



Niemand ahnte,
daß seine Maske
sein Gesicht war.
B. L.

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Existenzfrage

Wieso gibt es, aus Schnee geschaffen,
nur Männer und dazu kaum Frauen? –
Nun, weil die Herren
durch die Waffen
der Damen fürchten aufzutauen!

U. Lehmann

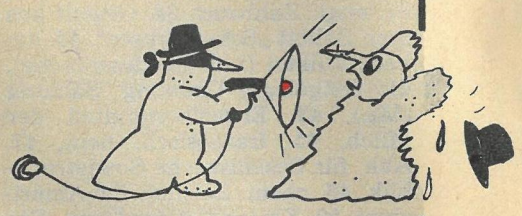
Wäre nicht der Frost, würde die Brennessel noch heute stechen.
ukrainisches Sprichwort

Märchen-Liebe

Als die Gebrüder Grimm noch lebten,
gab's Frauen, die zur Winternacht
am Spinnrad feinste Märchen webten,
mit Phantasie und mit Bedacht.

Längst sind sie tot, die Märchenzeiten,
die Märchentanten auch. Jedoch
gibt's da und dort in unsren Breiten,
so hört man – Märchenonkel noch.

R. Pöhlig



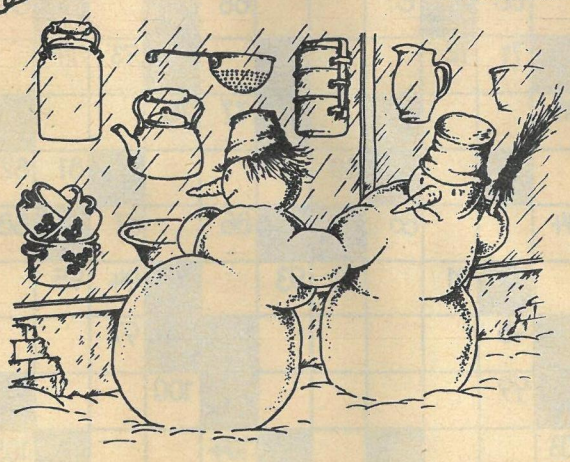
Ein Traum wärmt wie ein Ofen.
russisch

Wie albern sieht ein Mann bloß aus, wenn er steif und kühl die zärtlichen Schmeicheleien einer hübschen Frau hinnimmt.

Mérimée

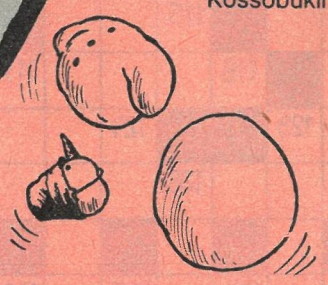
Über Schnee kann ein Schmetterling nicht urteilen.
chinesisch

Kossobukin

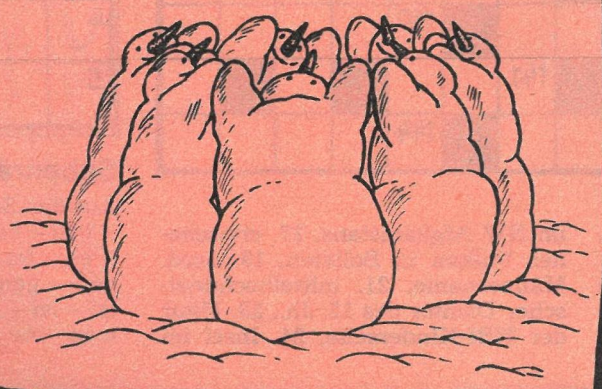


Schmidt

Kossobukin



Kalte Hände, warme Liebe.



Schneemann bauen

Kind sein ist nicht unbedingt eine Frage des Alters, sondern mitunter auch eine der Phantasie.

U. Lehmann

Ein Mann kann alles, was keine Frau von ihm will.
K. Baum

Am wirkungsvollsten parodiert man sich selbst. Man darf es nur nicht merken.
M. Hinrich

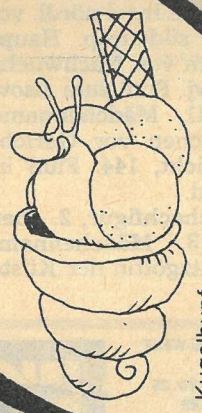
Wer sich selbst nicht weiß zu raten, schau, wie's andre vor ihm taten.
K. Baum

Bist du unglücklich in dich verliebt, such dir einen anderen.
M. Hinrich

Rivalen im Schnee

Ich frag', warum
sich Edeltraud
so eifrig einen
Schneemann baut,
weil angesichts von
diesem Fakt
die wilde
Eifersucht mich packt.
Ich spür' den Stich
schon innerlich,
sie hat ja
letzten Endes mich.
Und wenn ich auch
kein Schneemann bin,
vor ihr da schmelz'
ich gleichfalls hin.

Günter Gregor



Kugelhupf, der Polariumsschneck von Bach

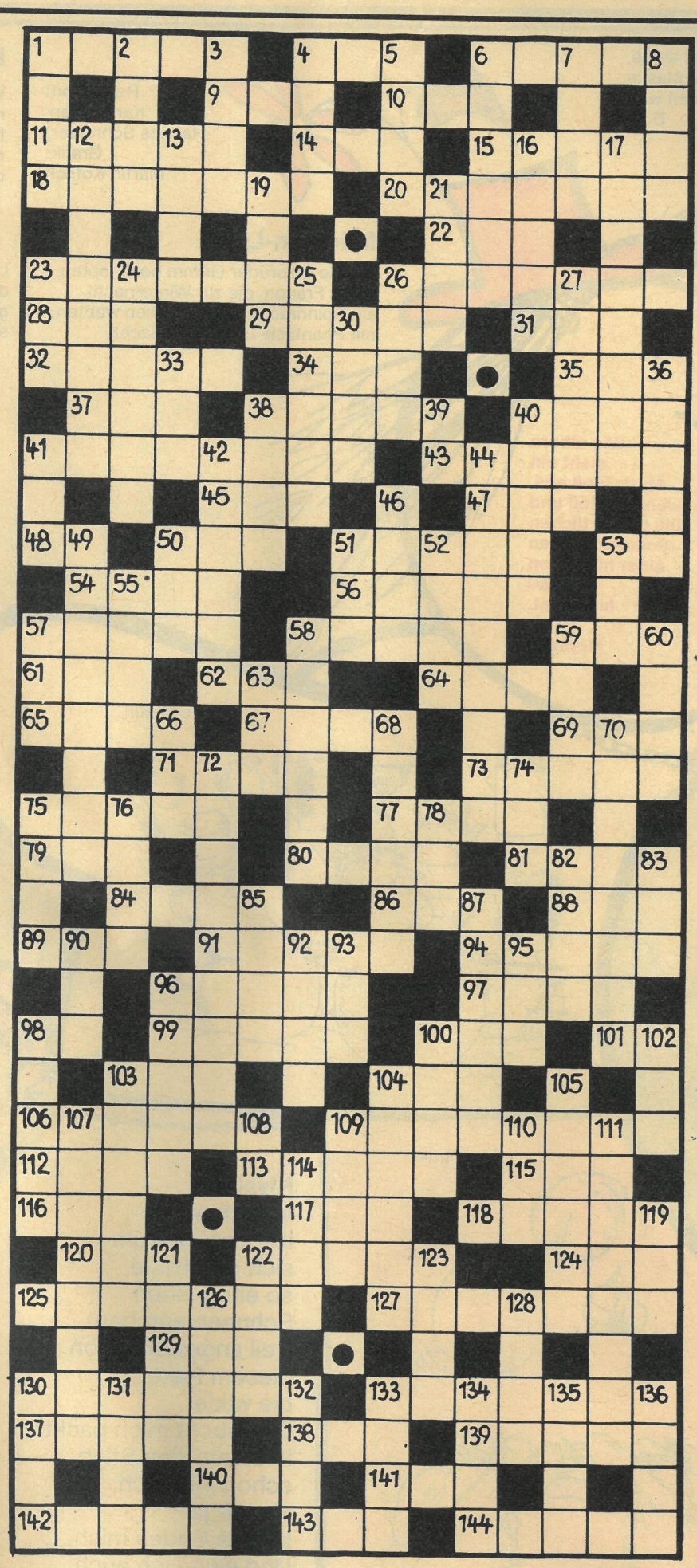
Weckzeit: Unsere Zeit ist ein großer Wecker. Herder

Eiszeit: Kalte Füße sind lästig, besonders die eigenen. Busch

Kußzeit: Es ist nicht viel Zeit, die wir haben, sondern es ist viel, die wir nicht nützen. Seneca

★ RÄTSEL

Kreuzworträtsel

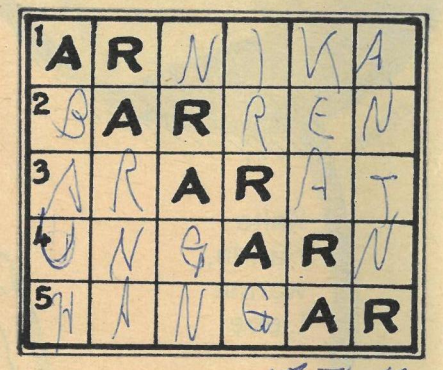


Waagerecht: 1. asiat. Großkatze, 4. Fruchtbrei, 6. Postsache, 9. straußenart. Laufvogel, 10. lateinisch: das Ich, 11. Grünfläche, 14. Wisłanebenfluß, 15. westeurop. Strom zur Nordsee, 18. Industriestadt im Bezirk K.-M.-Stadt, 20. Süßwasserspeisefisch, 22. nordostspanischer Küstenfluß, 23. wandernde Hirtenvölker, 26. Material zur Kerzenherstellung, 28. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 29. mundartl. svw. dünner Kaffee, 31. Männername, 32. Gesamtheit der Witterungsfaktoren eines Gebietes, 34. griech. Buchstabe, 35. Abk. für technisch begründete Arbeitsnorm, 37. engl. Zahlwort, 38. Gestalt aus dem Ballett „Schwanensee", 40. italien. Vulkan (i. d. Landessprache), 41. festgelegte Ordnung, Satzung (Mz.), 43. Eiweißbestandteil der Milch, 45. französisch: nein, 47. Abk. für Sozialistische Sowjetrepublik, 48. chem. Zeichen für Amerizium, 50. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 51. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 53. sowj. Flugzeugtyp, 54. Titel einer Oper von Verdi, 56. Tierprodukt, 57. Schiffszubehör, 58. sagenhafter altengl. König, 59. japan. Fächer, 61. europ. Staat (Abk.), 62. jugoslaw. Küstenort a. d. Adria, 64. Einzelwettbewerb beim Pferderennen, 65. Insel vor der Westküste Sumateras, 67. schweres Verbrechen, 69. dichterisch: Adler, 71. Nebenfluß des Inn in Bayern, 73. Forstschädling, 75. i. d. Buchhaltung die Sollseite, 77. Ausflug zu Pferde, 79. oberitalien. Stadt, 80. gekörntes Stärkemehl, 81. Mädchenname, 84. Filmtheater, 86. griech. Vorsilbe, svw. gleich, gleichartig, 88. Göttin der Morgenröte, 89. französ.: Insel, 91. Savenebenfluß in Jugoslawien, 94. eintüriger Schrank, 96. grenznaher Ort im nördl. Finnland, 97. wertloses Zeug; Spielzeug, 98. westsibir. Strom, 99. Troß, Wagenzug, 100. Abk. für Minenräumschiff, 101. Abk. für Aktiengesellschaft, 103. helfender Hinweis, 104. kleine Insel im W des Golfs von Thailand, 106. Strauchfrüchte, 109. nordeurop. Königreich, 112. Nebenfluß des Uralflusses, 113. österr. Bezeichn. für Sahne, 115. kaukasisches Zupfinstrument, 116. Partei der Arbeiterklasse in der DDR (Abk.), 117. Männername, 118. Fallklotz, 120. Verbraucherendpreis (Abk.), 122. Rennbeginn, 124. unbestimmter Artikel, 125. svw. Schmarotzer, 127. Provinz im SO Kubas, 129. russisch: hundert, 130. altrömische Glücksgöttin, 133. logisches Gebilde, das einen Sachverhalt widerspiegelt, 137. große Insel nördl. von Australien, 138. südeurop. Hauptstadt, 139. Stamm von Nachwuchskräften, 140. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 141. Mädchenname, 142. Rechtsersuchen vor Gericht, 143. feierl. Gedicht, 144. Fluß im Kaukasusvorland.

Senkrecht: 1. Schachfigur, 2. obergäriges Bier, 3. Mädchenname (Kurzf.), 4. Schutzgöttin der Küste, 5. Speisewürze, 6. Gemüsepflanze, 7. Längsträger eines Schiffes, 8. svw. Laute, Klänge, 12. sowj. Luftfahrtgesellschaft, 13. Operngestalt aus Wagners „Rheingold", 16. Stadt im NW Afghanistans, 17. erloschener Vulkan in Bolivien, 19. nord. Männername, 21. mittelhochdeutscher Dichter des 12. Jh., 23. Figur der NBI-Kinderseite, 24. Insel im Bodensee, 25. Himmelsrichtung, 26. schwedisches Wort beim Zutrunk, 27. Stand des niederen Adels im Mittelalter, 30. Havelnebenfluß, 33. Honigwein, 36. südamerikan. Laufvogel, 38. jugoslaw. Adriainsel, 39. ungar. Maler und Grafiker, 40. Speisewürze, 41. belgischer Badeort, 42. europ. Volksrepublik, 44. svw. Helfer; wissenschaftl. Mitarbeiter, 46. ein Grundnahrungsmittel, 49. Oberkiefer der Gliederfüßer (latein.), 50. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 51. Rheinnebenfluß/BRD, 52. Obnebenfluß südöstl. von Barnaul, 53. Abschnitt der Woche, 55. Kaviar vom Stör, 57. Nachrichtenagentur der DDR (Abk.), 58. Tropenfrucht, 59. Sultanat in Ostarabien, 60. Ausweglosigkeit, 63. europ. Inselbewohner, 66. Personalpronomen, 68. berüchtigtes italien. Adelsgeschlecht des 15./16. Jh., 70. Riesenschlange, 72. kleine quadratische Fahne, 74. tschech. Männername, 75. spanischer Maler, Zeitgenosse Picassos, 76. feststehendes Seezeichen, 78. griech. Insel, 82. Ablehnung, 83. Abk. für den VEB Elektroschaltgeräte Dresden, 85. Saalenebenfluß, 87. russisch: Insel, 90. ein Ferment, 92. Angaranebenfluß nordöstl. von Bratsk, 93. Stadt und Fluß im N Thailands, 95. Tanzschritt, 96. svw. sehr kräftig, 98. lateinisch: Kreis, 100. Planet, 102. Wacholderbranntwein, 103. Schiffseigner, 104. Stierkämpfer, 105. weltweit verbreitete Echsenfamilie, 107. Fördergerät, Hebewerk, 108. englisch: nein, 109. Fluß durch Leningrad, 110. griech. Buchstabe, 111. Kunstmuseum in Leningrad, 114. Plattfisch, 119. Fluß im südl. Peru, 121. breiartige Masse (italien.), 122. Stadt südl. von Bern/Schweiz, 123. anhänglich, 126. Zeitabschnitt, 128. Operngestalt aus „Lohengrin", 130. Singvogel, 131. Hauptstadt der Lettischen SSR, 132. mittelitalien. Fluß, 133. Nährmutter, 134. Kartenspiel, 135. Blutgefäß, 136. Ritter der Artusrunde.

Füllrätsel

1. Heilpflanze, 2. Turngerät, 3. Berg in der Türkei, 4. europ. Volksrepublik, 5. Flugzeughalle.



Silbenrätsel

Aus den Silben a – ä – an – an – as – ben – bes – de – di – dy – e – eis – es – fel – fen – gal – gé – gen – gen – gend – gis – hei – i – ka – lei – lei – li – li – lum – ma – me – men – ne – ne – nen – no – o – pa

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

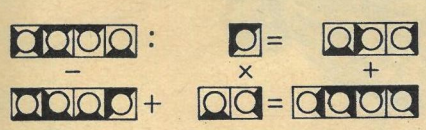
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

– pi – re – rei – rog – sche – scher – schot – sen – si – sis – ska – stie – ten – ten – ter – ti – tu – twee – u – un – ze – zel sind 25 Wörter zu bilden.
Die zweiten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die vierten von unten nach oben gelesen ergeben ein russisches Sprichwort (ch = 1 Buchstabe):
1. Sprossengerät, 2. mutwilliger Streich, 3. Bezeichnung für die Maifröste, 4. nordisches Göttergeschlecht, 5. hohe Schuhe, 6. nördlichste Stadt Dänemarks, 7. Warengestell, 8. geolog. Abt. der Jurazeit, 9. das Gegenteil von Tugend, 10. bedeut. deutscher Maler des 19. Jh., 11. ägypt. Göttin, 12. Volk im Norden Großbritanniens, 13. Fadenschlinge, 14. südfranzös. Stadt zwischen Nizza und Cannes, 15. oberital. Provinzhauptstadt, 16. Gewebe aus Naturfasern, 17. svw. Weltmeer, 18. ein Alkenvogel, 19. mittelitallen. Fluß zur Adria, 20. zerbrochenes Geschirr, 21. Berg im SW des USA-Staates Montana, 22. die Felgen umfassenden Radteile, 23. russ. Hefegebäck mit Füllung, 24. Schild des Zeus, 25. Dreschplatz.

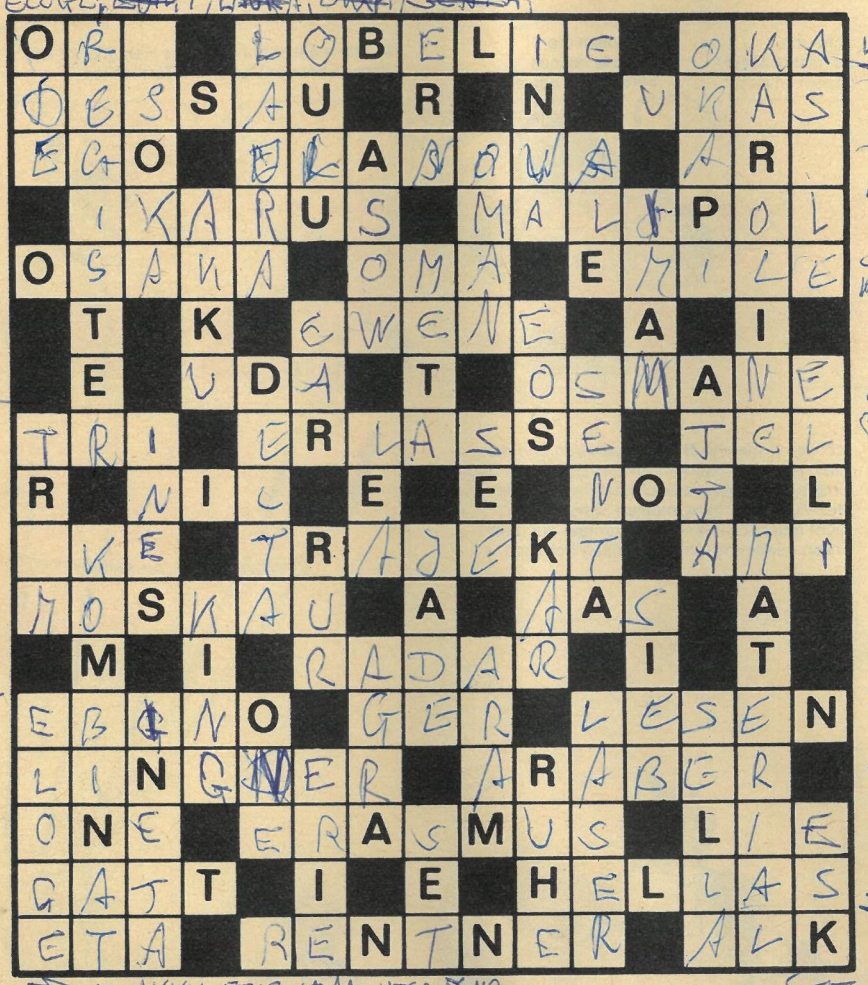
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortbeginn voranzustellen:
Ost – Rosa – Ast – Mur – Eton – Sprit – Eid
Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kegelschnitt.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Blattschneideameise, 2. Tierkadaver, 3. altindischer König (gest. 232 v. u. Z.), 4. indische Stadt mit dem weltberühmten Mausoleum „Tadsch Mahal", 5. Mädchenname, 6. französisch: Freund, 7. Gerät zur Stromspeicherung (Kurzw.), 8. schweizer. Flächenmaß, 9. Vorname des sowj. Komponisten Chatschaturjan, 10. Tauchvogel nord. Meere, 11. engl. Biersorte, 12. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 13. edles Rennpferd, 14. mittelschwed. Ort nordöstl. von Östersund, 15. verzweigte Flußmündung, 16. Industriestadt im Bezirk Halle, 17. englisch: Ohr, 18. Angehöriger eines den Ewenken verwandten Volkes, 19. See in Nordamerika, 20. humanistischer Gelehrter und Schriftsteller der Niederlande (1466–1536), 21. schott. Fluß zur Nordsee, 22. lateinisch: das Ich, 23. Lobeserhebung, 24. Vorname des französ. Schriftstellers Zola, 25. staatl. Verfügungen, 26. Mädchenname, 27. Stadt südl. von Addis Abeba/Äthiopien, 28. mundartlich: Hausflur, 29. griech. Buchstabe, 30. Göttin der Morgenröte, 31. Abflußloch in der Bordwand von Schiffen, 32. Wurfspieß, 33. antike Bezeichnung für Griechenland, 34. griech. Sagengestalt (Sohn des Dädalus), 35. islam. Gelehrtentitel, 36. spanischer Mädchenname, 37. sowj. Fluß nordwestl. von Perm, 38. grünliches Mineral, Schmuckstein, 39. Nische an Gebirgshängen, 40. Großbetrieb, in dem verschiedene Produktionsstufen vereinigt sind, 41. englisch: König, 42. Mädchenname, 43. Maler und Zeichner der DDR (gest. 1959), 44. zu den Glockenblumengewächsen zählende Zierpflanze, 45. weibl. Operettengestalt aus „Der Bettelstudent", 46. ein Grundschulfach, 47. Vorname der Malerin Grundig, 48. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 49. Lichtverstärker, 50. svw. Rohstoff; Arbeitsstoff, 51. nähwirktechnisches Verfahren zur Stoffherstellung, 52. Mädchenname, 53. osteuropäische Hauptstadt, 54. längster Strom der Erde, 55. Bedrängnis, Misere, 56. Wolganebenfluß, 57. feierl. Gedicht, 58. japan. Hafenstadt, 59. engl. Zahlwort, 60. Seewind des Gardasees, 61. Sultanat in Ostarabien, 62. Großmutter, 63. finnische Stadt am nördl. Bottnischen Meerbusen, 64. Bewohner des ehemaligen Osmanischen Reiches, 65. Kurzhalsgiraffe, 66. sowj. Ort am Fluß Rioni/Georgien, 67. alphabetisches Verzeichnis, 68. Funkmeßverfahren, 69. Stille, 70. Ruhegeldempfänger, 71. Nebenfluß der Maas, 72. Binnengewässer, 73. Berggruppe mit Hochfläche in den Dolomiten, 74. weibl. Operngestalt aus „Der fliegende Holländer", 75. Satz zusammengehörender Gegenstände, 76. Küchengerät, 77. Fährschiff, 78. Fluß im Staat Orissa/Indische Union, 79. russisch: drei, 80. bergmännisch: kleiner Gesteins- oder Erzgang, 81. Selenganebenfluß, 82. Judo-Meistergrad, 83. Zarenerlaß, 84. sowj. Primaballerina früherer Jahre.

SCHACH

Unwiderstehliche Zsuzsa

TORRE-ANGRIFF, E. Torre (Philippinen)–Z. Polgár (Ungarn), New York '85: **1. d4 Sf6 2. Sf3 e6 3. Lg5 c5 4. c3 cd. 5. cd d5 6. Sc3 Sc6 7. e3 Le7 8. Ld3 0–0 9. 0–0 a6 10. Tc1 h6 11. Lh4 Sd7 12. L:e7 D:e7 13. e4 de 14. L:e4 Sf6 15. L:c6 bc 16. Sa4 Ld7 17. Se5 Tfb8! 18. S:c6? De8 19. S:b8 L:a4 20. b3 Lb5 21. S:a6 T:a6 22. Te1 T:a2 23. Ta1 T:a1 24. D:a1 Db8 25. f3 Df4 26. Kh1 Sd5 27. Db2 Sb4 28. Df2 Sd3 29. De3 Dc7 30. Ta1 Dc2 31. h3 Lc6 32. Ta6 Ld5 33. Tb6 f5 34. T:e6 L:e6 35. D:e6+ Kh8 36. Dd6 Dc1+ 37. Kh2 Df4+ Weiß gab auf.**

Auflösungen aus Heft 26/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Aba (10), Karasu (39), Ami (14), Retorte (69), Treppen (86), IL (32), Eis (30), ein (20), Ota (63), Elemi (21), SAG (75), Note (58), Oskar (62), Pathos (65), Star (77), SSR (79), Tera (89), Arsenal (4), Terek (84), Kauri (37), Rebe (71), Lem (44), Asen (6), Eta (24), Est (27), Obi (60), Tell (91), Era (29), Akku (8), Eloge (23), Laute (46), Emerson (25), Nier (56), TNT (87), Iota (34), Ismene (36), Rasse (67), Lage (48), Air (12), Orgel (61), Rat (73), Mal (50), Ahr (16), k. o. (41), Uniform (92), Seminar (82), MDs (54), Manila (52), Erd (22).
Senkrecht: Arie (2), Belletristik (18), At (9), Kreis (40), Ati (17), Ressa (70), Steg (76), Uri (93), Apotheke (1), Meteor (51), Ina (35), Enna (26), Mores (53), Ars (13), Ottern (64), Krake (42), Preis (66), Sage (81), Sa. (80), As (15), Stratege (74), Lamellen (47), Bibliothekar (19), Lee (43), Eva (28), Tuareg (88), Lette (45), Remis (68), Arni (5), Klematis (38), Trier (90), so (83), Na (55), Island (33), Tri (85), Nemo (57), Arasi (3), Sorma (78), Alma (11), Lord (49), Rum (72), Arm (7), Hel (31), Ne (59).
Magisches Quadrat: 1. Tesla, 2. Ester, 3. Sturm, 4. Lerse, 5. Armee.
Silbenrätsel: 1. Jasmin, 2. Eichel, 3. Dröhnen, 4. Einbaum, 5. Hedwig, 6. Anilin, 7. Niete, 8. Degen, 9. Iris, 10. Substrat, 11. Tetanus. – „Jede Hand ist schön, die gibt".
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Sago, 2. Sana, 4. Politur, 5. Mandoline, 7. Manitoba, 8. Scharteken, 9. Tera, 10. Batist. **Senkrecht:** 1. Salamander, 2. Saline, 3. Natur, 4. Polikliniken, 6. Kabarettist, 7. Matera, 8. Scharte.
Umstellrätsel: Kain, Rast, Odem, Kant, Ort, Dame, Idol, Lena, Wale, Äther, Cherson, Haut, Tapir, Eins, Ranke. – Krokodilwächter.
Raten und Rechnen:

900	:	25	=	36
–		×		+
198	+	18	=	216
702	–	450	=	252

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 12) aus Heft 24/1985

Waagerecht: 1. Don, 5. Katharina, 10. Sage, 14. Neisse, 16. Are, 17. Streb, 18. Tomsk, 19. Mus, 21. Anapa, 24. Anne, 26. Natara, 28. Tas, 29. Raubtier, 31. Drais, 33. Rolle, 35. Ise, 37. Iau, 39. Art, 41. Psi, 43. Lenau, 46. Amsel, 49. Butter, 52. Eta, 53. Rue, 55. III, 56. Été, 58. Safe, 60. Baikal-Amur-Magistrale, 64. Gote, 65. Oie, 67. Oka, 69. Ole, 71. Ahr, 72. analog, 75. Niobe, 78. Tatar, 80. Ion, 82. Dia, 84. Rau, 86. Sto, 88. Trage, 92. Satyr, 93. Sanktion, 96. Lee, 97. Leiden, 100. Akut, 101. Laote, 103. Moa, 104. Feuerland, 108. Rutil, 109. Ria, 111. Niesel, 112. Ainu, 113. Alès, 114. Leningrad, 115. Rentner.
Senkrecht: 2. Onon, 3. Neman, 4. Iskar, 5. Kemal, 6. ha, 7. Arasi, 8. Ren, 9. Nepa, 10. Statue, 11. Arni, 12. General, 13. Eber, 15. Ist, 20. Ster, 22. Ares, 23. Aul, 25. Aram, 27. Rost, 30. Balearen, 32. Ile, 34. Lar, 36. Spargel, 38. Du, 40. Termin, 42. Ir, 44. Niello, 45. Ulm, 46. AN, 47. Spagat, 48. Lektorat, 49. Bel, 50. Trabant, 51. Eluard, 54. Usti, 57. Tael, 59. Fa., 61. Io, 62. Sog, 63. Lot, 66. Re, 68. Karakul, 70. Ei, 72. Aar, 73. Alge, 74. Om, 76. iga, 77. Bayonne, 79. Arktis, 81. Osno, 83. Item, 85. Uil, 87. Olein, 89. Aland, 90. Eifer, 91. Heuer, 93. Sara, 94. Nute, 95. Oase, 98. Des, 99. Nele, 102. Tri, 105. Lat, 106. Alin, 107. Dur, 110. AG.-
Lösungswort: Dauerfrostbodenkunde.
Es gewannen:

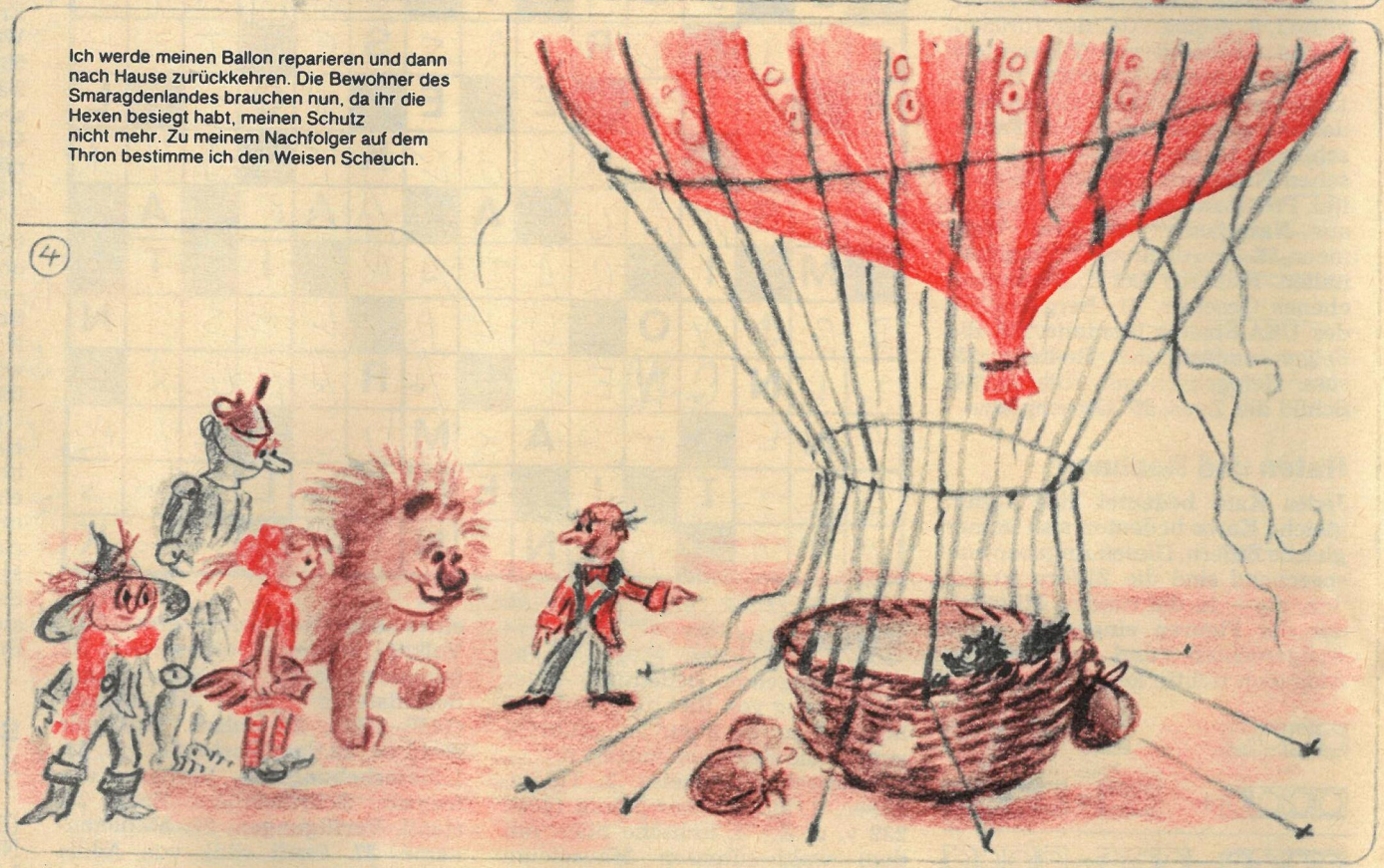
1. Preis: 100,– M Walter Pfeffer, 5231 Sprötau
2. Preis: 75,– M Ernst Bienert, 6800 Saalfeld
3. Preis: 50,– M Erna Reinhardt, 4700 Sangerhausen
4. Preis: 25,– M Anita Maiwald, 7280 Eilenburg

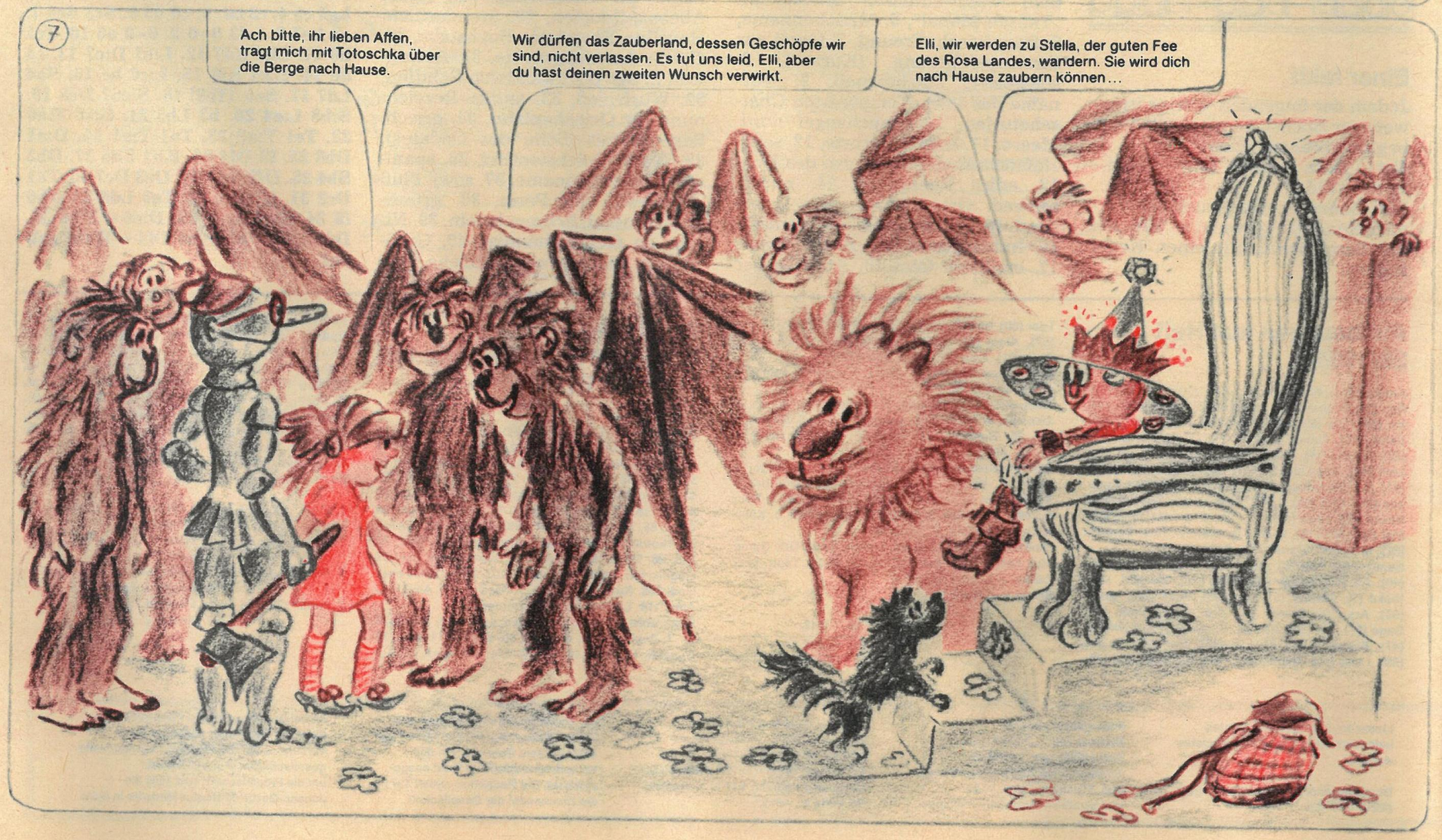
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.





Fortsetzung von Seite 35

Der kleine Skiläufer

umdrehen, winkte mit einer Hand, das war sein Gruß an uns, und fuhr weiter. Seine Ski waren nicht zu sehen, nur der Knüppel zwischen seinen Beinen. Alles übrige war eingehüllt in Schneestaub, und der kleine Skiläufer ähnelte einem aufgescheuchten Hasen, der zwischen den Buchen um sein Leben rannte.
Wie er sich zwischen ihnen hindurchmanövrierte und nicht ein einziges Mal gegen einen Baum fuhr oder stürzte, ich weiß es nicht! Kurz darauf ertönte aus der Richtung, aus der wir den Jungen hatten auftauchen sehen, lautes Geschrei. Wie ein Rudel Wölfe, gestaffelt in einer langen Kette, fuhren die Skilauf-Meister dem Jungen hinterher. Sie schrien ihm zu, er möge anhalten und auf sie warten, sie drohten ihm, sie erteilten sich gegenseitig Ratschläge, wie und von wo dem Jungen der Weg abzuschneiden sei. Wir wußten nicht, warum die Meister den kleinen Skiläufer verfolgten. Elegant fuhren sie zwischen den Buchen hindurch, als vollführten sie einen Gruppenslalom. Alles an ihnen war schön, farbig, lässig, sie schwangen ihre leichten Stöcke, einige hatten sie sich unter die Achseln geklemmt und fuhren tief in der Hocke. Und ihre Ski waren riesig groß, die Spitzen nach oben gebogen, wie Schlangen zischten sie durch den Schnee. Die Meister zogen eine Schneewolke hinter sich her, es waren auch andere Skiläufer in dieser Wolke auszumachen, und sowohl die Meister als auch die anderen Skiläufer schrien dem Jungen nach oder sich gegenseitig an. Ich glaube, die Schneewolke hinderte sie, den Weg zu erkennen, und jeden Augenblick erwartete ich, daß einer von ihnen aus der Bahn geriet und hochoben auf einem Baumast landete. Aber nichts dergleichen geschah. Das elegante Rudel verfolgte unseren kleinen Skiläufer weiter, und ich und Petöfi stellten hocherfreut fest, wie er den Abstand zwischen sich und seinen Verfolgern mehr und mehr vergrößerte.
Gleichzeitig bemerkten wir aber auch, daß unser Schlitten nicht mehr mit unseren Holzschuhen zu halten war, vielmehr stieß und trieb er uns reichlich grob die Fahrspur hinab, scheuchte uns durch die Kurven und knarrte immer bösartiger mit seinen Kufen. Weder weglaufen noch anhalten war möglich. Ich und Petöfi wechselten einen Blick, jeder packte seinen Schlittenholm fester, und wir kreuzten, ohne es zu bemerken, die von den Meistern verursachte Schneewolke. Bei der Verfolgung des Jungen hatten sie unsere Fahrspur gekreuzt. Wie im Traum sahen wir sie in der beweglichen Schneewolke vorüberhuschen und hörten, wie sie aus Leibeskräften schrien. Von der großen Geschwindigkeit begannen mir die Augen zu tränen. Der Schlitten raste bereits von allein durch die Fahrspur, wir hatten keine Gewalt mehr über ihn, sondern flogen vor ihm her die tiefe Fahrrinne talwärts. Sehr viel später sollte ich Gelegenheit haben, Rennen auf einer Bobbahn zu beobachten, und dann erst konnte ich unsere Schlittenfahrt mit einem Bobrennen vergleichen.
In einer der Kurven wurde der Schlitten aus der Spur getragen, wir rasten mit ihm zwischen den Buchen hindurch, vor uns fuhren in der beweglichen Schneewolke die Meister. Petöfi schrie ihnen zu, sie sollten uns den Weg freigeben, sie schrien uns ihrerseits etwas zu, und keiner war sich dessen bewußt, daß wir allesamt auf eine schmale Talsohle zusausten, die am Ende des Weges auf uns wartete. Ich glaube nicht, daß der kleine Skiläufer uns diese Falle gestellt hatte; er wollte einfach seinen Verfolgern entkommen. Schon vernahmen wir, wie die Meister einer nach dem anderen in den engen Talgrund fuhren und dort steckenblieben, Stöcke und Ski flogen durch die Luft und überschlugen sich, Ächzen und Stöhnen und Flüche waren zu hören, und zu allem Überfluß kamen inmitten der Schneewolke auch wir mitsamt unserem Schlitten angerast wie ein Meteorit in der Tunguska.
Mir wurde angst und bange.
Ich glaubte, kein einziger käme jemals lebend aus diesem Buchengrund, und ich und Petöfi schon gar nicht, weil der auf uns niedergehende tungusische Meteorit uns auf der Stelle plattdrücken würde.
Wie ich gestürzt bin und wo ich mich gestoßen habe, weiß ich nicht mehr zu sagen. Als ich zu mir kam, gewahrte ich, daß die Schneewolke noch immer wirbelte und sich drehte, daß hier und da Meister im Schnee auftauchten und Rufe von sich gaben. Ich hatte mich nirgendwo ernstlich gestoßen, ich hatte mich nur überschlagen und war in den Schnee gekollert. Unser Schlitten hatte sich durch die Talsohle laviert, war auf den Weg zurückgekehrt und stand nun artig und harmlos da, umringt von den Kindern aus dem Heim.
Von dem kleinen Skiläufer keine Spur. Er war noch vor dem Talgrund abgebogen und an den unterentwickelten Kindern vorbeigefahren, doch als die Meister sich später bei den unterentwickelten Kindern erkundigten, welche Richtung er eingeschlagen habe, vermochten diese es nicht zu sagen. Wie alle unterentwickelten Kinder hatten sie kein sehr gutes Erinnerungsvermögen und konnten keinerlei zufriedenstellende Auskünfte geben. Wozu diese Verfolgungsjagd? Warum hatten die Meister unseren kleinen Skiläufer gehetzt wie ein Rudel Wölfe ein verschrecktes Reh?
Es stellte sich folgendes heraus: Den Meistern war, als sie die Piste probehalber hinabfuhren, aufgefallen, daß ihnen ein Junge auf zwei plumpen Brettern und mit einem Knüppel zwischen den Beinen folgte. Jeder Versuch der Meister, dem Jungen davonzufahren, mißlang – er holte sie sogleich wieder ein. Das hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht. Also beschlossen sie, den Jungen an sich vorbeiziehen zu lassen, ihm dann nachzufahren und ihn einzukreisen. Auf diesen ihren Trick war der Junge hereingefallen, und nun fuhr er vor ihnen und sie in einer langgezogenen Kette hinterdrein. Jeden Moment mußten sie ihn erreicht haben: Sie und ihre Trainer legten den größten Wert darauf, denn ihr Ehrgeiz war auf das äußerste angestachelt. Doch sosehr sie sich mühten, ihn einzuholen, kaum hatte der Junge bemerkt, daß er verfolgt wurde, begann er den Abstand zwischen sich und den Meistern zu vergrößern, indem er sie von der Abfahrtspiste weg, zwischen die Buchen führte. Am Ende war er ihren Blicken vollends entschwunden, trotz ihrer Zurufe, er möge auf sie warten. Und plötzlich fanden sie sich in dem engen Talgrund wieder und blieben darin stecken.
Die Meister sammelten ihre im Schnee verstreut liegenden Stöcke und Ski ein, und sie sprachen von dem Jungen wie von einem Trugbild; Verdutztheit las man in ihren Blicken und grenzenloses Bedauern, daß ein derartiges Ereignis ihnen entschlüpft war. Nur auf zwei rohen Buchenbrettern und mit einem Knüppel zwischen den Beinen hatte unser kleiner Skiläufer sämtliche Meister eingeholt und überholt, und nicht nur das, er war ihnen davongefahren. Auch Petöfi war über alle Maßen hingerissen, er zog seinen Trommelrevolver, schwang ihn über seinem Kopf und drückte ab.
Und ein schrecklicher Donnerschlag verbreitete sich von der einzigen Patrone in der Trommel, und die Hälfte der Meister stand in Pulverdampf gehüllt, während die Kinder aus dem Heim für unterentwickelte Kinder ausnahmslos strahlten und sich daranmachten, den schweren Schlitten mit allen verfügbaren Kräften in unsere kleine Stadt zu schieben. Da habe ich zu Petöfi gesagt, er sei tatsächlich ein Irrer, mitten unter den Meistern einfach abzudrücken, und ich habe ihm gestanden, daß wir ihn nur Petöfi nannten, wenn er dabei war, hinter seinem Rücken hingegen den Irren Petöfi.
Mehr als 30 Jahre sind seither ins Land gegangen, doch von dem kleinen Skiläufer habe weder ich etwas gehört noch irgendwer sonst. Und welche Anstrengungen auch seitens der Meister und ihrer Trainer unternommen wurden, den kleinen Skiläufer zu finden, es war alles vergebens. Er war und blieb verschwunden… Manchmal erinnere ich mich mit einiger Wehmut an jene Jahre. An den Jungen muß ich denken, wie er auf seinen plumpen Buchenbrettern fuhr, über den Knüppel gebeugt, an das Rudel der Meister, die ihren eleganten Slalom so sauber beherrschten und den kleinen Skiläufer dennoch nicht einholten, an unseren Schlitten, der über uns kam wie der Meteorit in der Tunguska, an den Schuß aus dem Trommelrevolver, an die begeisterten und hilfsbereiten Kinder aus dem Heim für unterentwickelte Kinder, wie sie an unserem Schlitten klebten. Geholfen haben sie uns nach Kräften, sie haben ihn geschoben und gestoßen bis in die Stadt hinein, wir brauchten ihn nicht mehr zu ziehen, sanft glitt er durch die Fahrspur und knarrte leise mit den Kufen. Und am Abend, entsinne ich mich, habe ich mit Petöfi das rohe Buchenholz gehackt, den Ofen angezündet, und den ganzen Abend lang knisterten die frischen Buchenscheite, seufzten, zischten, stöhnten und weinten richtige Tränen. Auch mir entringt sich bei diesen Erinnerungen eine Träne, denn ich muß in erster Linie an den verschwundenen kleinen Skiläufer denken. Man hat ihn niemals wieder gesichtet, und so blieb auch ungeklärt: War der kleine Skiläufer nun aus unserer kleinen Stadt oder stammte er aus einem der ärmlichen Dörfer in unserem damaligen Kreis Berkowiza?
Wie viele solcher kleinen Skiläufer tauchen plötzlich auf und sind wieder verschwunden! Immer sind sie schneller, einfallsreicher, entziehen sich, überholen und werden nie wieder gesichtet.
Aber warum, so frage ich mich, müssen sie auftauchen und unseren Weg kreuzen, wenn sie hernach spurlos verschwinden? Am liebsten möchte ich glauben, daß, sollte eines Tages unsere ganze Erde aus der Bahn getragen werden und als ein neuer Komet durchs All rasen und zwischen den Sternen umherirren, daß dann diesem neuen Planeten mein kleiner Skifahrer vorausfahren wird, um mit seinen selbstgefertigten Buchenholzbrettern einen Weg zu bahnen.

Illustration: Regine Roeder

Der tapfere Mergen

In alter Zeit lebte der tapfere Nanaier Mergen. Er war ein kühner, erfolgreicher Jäger. Auf die Jagd nahm er nie Gefährten mit, er ging stets allein. Und immer brachte er reiche Beute aus der Taiga mit. Die Nachbarn hatten große Achtung vor Mergen. Und sie fürchteten ihn.

Eines Tages kehrte er aus der Taiga zurück, trat zu seinem Tschum und ersah aus den Spuren, daß dort jemand war. Vorsichtig zog er das Türfell beiseite, schaute hinein und sah auf seiner Lagerstatt einen ungewöhnlichen Menschen liegen. Sein grauer Kopf schimmerte wie der Mond, sein silberner Mantel strahlte wie die Sonne.

Wer ist da zu mir gekommen? Gott oder Teufel? dachte Mergen und entschied: sicherlich der Teufel. Ich muß ihn töten. Er holte mit dem Speer aus, der Mann im Silbermantel aber sprach:

„Dumm bist du, Mergen. Sieh mal an. Ich habe doch gehört, daß du mutig und tapfer bist. Ich habe dich liebgewonnen und wollte dich mit dem Silbermantel belohnen. Dieser Mantel trägt sich niemals ab, er schenkt Kraft und Gesundheit. In ihm würdest du nie krank noch alt geworden sein, und der Tod würde dich nicht geholt haben. Du Dummkopf aber wolltest mich töten. Darum gebe ich dir nur dieses glänzende Schwert. Es wird dich unbesiegbar machen. Wisse aber: Wenn du es verlierst, stirbst du sogleich."

Dies gesagt, verschwand der grauhaarige alte Mann, als wäre er nie dagewesen, nur das Schwert blieb zurück.

Fortan ging der tapfere Mergen mit diesem Schwert auf die Jagd. Kein Tier konnte ihm entkommen.

Eines Tages ging Mergen zu einem Fest. Die Gastgeber bewirteten ihre Gäste reichlich. Groß und klein war vergnügt. Die jungen Männer machten sich über Mergen lustig.

„Da heißt es nun, du wärst tapfer, und keiner könnte es dir auf der Jagd gleichtun. Wir aber glauben nicht, daß du tapfer bist", sprachen sie. „Wenn du wirklich tapfer bist, so gehe in der Nacht zu dem unbewohnten alten Haus, in dem die Teufel hausen und bringe von dort etwas mit."

Unterhalb von hier gab es am Amur eine alte Siedlung. Die Menschen waren ausgestorben, und seitdem hausten dort nur noch die Teufel.

Nein, dachte Mergen, ich erlaube niemandem, meine Tapferkeit zu bezweifeln. Er spannte die besten Hunde vor die Narte und fuhr den Amur abwärts. Es war eine finstere Neumondnacht. Mergen erreichte die alte Siedlung und betrat den ersten Tschum. Da hörte er, daß er voller Teufel war. Er holte den Feuerstein aus dem Tabaksbeutel und schlug Funken, um die Teufel zu erschrekken. Die Teufel aber lachten, raschelten an den Wänden, holten ihr Feuerzeug hervor und schlugen Feuer, daß die Funken nach allen Seiten sprühten. Mergen zündete das Feuer an und sah inmitten der vielen Teufel den Oberteufel Busseu sitzen. Ihm wurde bänglich, aber er dachte: Nein, ich will nicht fliehen, ich gehe in einen anderen Tschum, nehme von dort etwas mit und beweise den jungen Männern, daß ich in der Siedlung war.

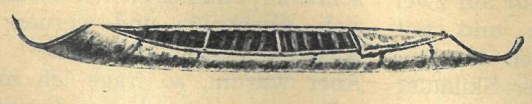
Er verließ den Tschum, setzte sich auf die Narte und feuerte die Hunde an, doch kaum setzten sich diese in Bewegung, als jemand sie von hinten kräftig festhielt. Was sollte Mergen tun? Er zog das glänzende Schwert, holte aus und schlug aufs Geratewohl hinter sich in die Dunkelheit. Jemand plumpste zu Boden, und die Narte eilte davon. Mergen trieb die Hunde nach Hause. In seiner Siedlung angekommen, sah er, daß die angetrunkenen jungen Männer schon begierig auf ihn warteten.

„Na, warst du in der Siedlung?" schrien sie. „Oder bist du nur so spazierengefahren?"

Sie musterten Mergens Narte und erstarrten, denn hinten hingen festgeklammert zwei schwarze eiserne Hände daran. „Was ist das, wessen Hände sind das?" fragten sie leise. Mergen erzählte, wie es gewesen war. Die Nachbarn betrachteten die eisernen Hände voller Angst und priesen Mergen für seine Tapferkeit. Die Hände aber hängten sie später an die Fischdarre.

Genau drei Jahre später fuhr er wieder in die unbewohnte Siedlung, und in dieser Nacht verschwanden die eisernen Hände. Aber sie verschwanden nicht einfach so, sie nahmen das glänzende Schwert mit.

In derselben Nacht starb Mergen.



Boot aus Birkenrinde, von den Völkern am Amur noch heute benutzt

Chalat (Kittel) aus Fischhaut, nur noch im Museum zu besichtigen

Nanaier

...früher: Golden, leben im Fernen Osten im Krai Chabarowsk, am Ufer des Amur und an den rechten Nebenflüssen des Ussuri. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 10 500 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Nanaier sind.

Die Nanaier (das heißt übersetzt „Menschen der Erde") waren als ganz besonders geschickte Jäger und Fischer bekannt. Unübertroffen waren sie im Herstellen von Kleidung und Schuhen aus Fischhaut. Sie sind auch die Erfinder des Birkenrindenbootes, das bis heute von den Amur-Völkern verwendet wird.

Die Nanaier hatten vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution – wie die meisten kleinen Völker des hohen Nordens und des Fernen Ostens – keine Schriftsprache. Sie erhielten sie 1931, erarbeitet von russischen Wissenschaftlern. Jetzt hat jeder sechste Nanaier eine Fach- oder Hochschulausbildung. An den Hochschulen in Leningrad oder Chabarowsk gibt es Abteilungen für die kleinen Nordvölker. Sie können hier studieren, ohne eine Aufnahmeprüfung abzulegen. Auch der in der ganzen Sowjetunion bekannte nanaische Schriftsteller Grigori Chodsher studierte in Leningrad. Er, der Sohn eines Fischers, ist Staatspreisträger und Mitglied des Vorstandes des Schriftstellerverbandes der RSFSR.

Heute sind viele Nanaier in Kolchosen beschäftigt, wo sie neben den traditionellen Wirtschaftszweigen wie Fischfang und Jagd auch Viehzucht und Ackerbau betreiben, neuerdings züchten nanaische Jäger auch Pelztiere in Farmen.

Das Staatsgut des nanaischen Rayonzentrums Troizkoje hatte 1985 über 1600 Hektar Anbaufläche, eine große Milchviehherde und außerdem noch fast 1000 Stück Vieh (Rinder, Rentiere).

Früher war der Fischfang für alle Nanaier lebenswichtig. Derzeit, da die Nanaier auch Arbeiter, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Künstler... sind, ist er nur noch Hobby.

Dreißig Prozent der Bevölkerung sind in der Industrie beschäftigt, zehn Prozent in der Volksbildung, neun Prozent im nationalen Kunsthandwerk; fast alle Ärzte sind Einheimische, Nanaier.

Schließlich wissen auch die Nanaier der Jetztzeit eine schmackhafte Fischsuppe zu schätzen; als Nachtisch wird Kimbo gereicht, die rohe, in Scheiben geschnittene Nase des Keta-Lachses.

Hast du Fisch, sagt ein altes Sprichwort der Nanaier, hast du Frühstück, Mittag, Abendbrot.

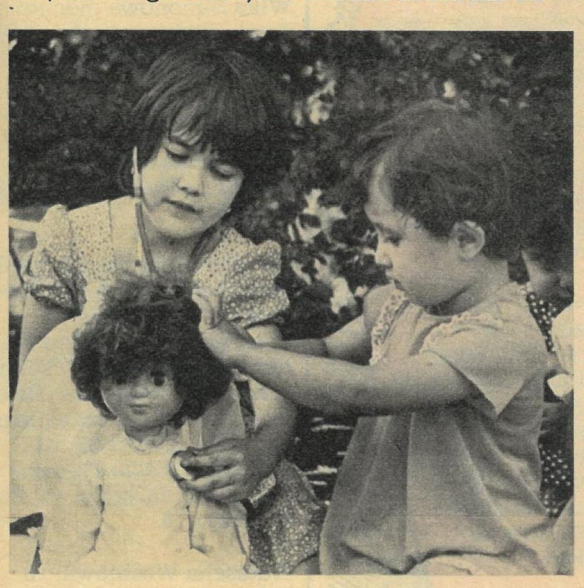
Gisela Reller

Siehe Rücktitel

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Recherchen: Rosa-Maria Karnopp

Familienberuf: Arzt

Es ist nicht leicht, die 45 Mitglieder der Familie Sufarow aus Usbekistan zu versammeln, selbst zum Geburtstag der Mutter und Großmutter Soshida gelingt das selten. Denn 17 Angehörige der Familie sind Mediziner. Da gibt es meist einige, die gerade Dienst haben. Wir spürten das, als wir glaubten, endlich alle Ärzte der Familie zu einem Fototermin vor dem Denkmal des berühmten Gelehrten und Arztes aus dem Mittelalter Avicienna in Taschkent versammelt zu haben. Es kamen nur 16.



Für die Mutter Soshida blieb der Beruf eines Arztes nur ein Traum. Er verflog im kalten Wind des Krieges. Da war nach dem Abschluß der Schule nicht an ein Studium zu denken, es hieß arbeiten für das tägliche Brot. Erst ihre Kinder – vier Töchter und acht Söhne erzog sie mit ihrem Mann Orifshon – konnten sich diesen Wunsch erfüllen. Zehn von ihnen haben einen medizinischen Beruf. Und zwei der jüngsten Geschwister, die noch Schüler sind, haben beschlossen, ebenfalls diesen Weg einzuschlagen. Das Stethoskop hat indes schon die dritte Generation fest in seine Händchen genommen (links): Die Enkel von Soshida und Orifshon sind mit Eifer dabei, die Gesundheit ihrer Puppenkinder zu überwachen.

Text und Fotos: B. Jussupow/TASS

DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1987

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.
Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildung n u r im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Gesundes Herz ist Trumpf

Mit jedem Schlag
pumpt Ihr Herz 80 ml Blut durch Ihren Körper.
Das sind in der Minute 6 Liter,
in einer Stunde 360 Liter.
Und das ein Menschenleben lang.
Eine erstaunliche Leistung, derer wir uns erst dann voll bewußt werden, wenn dieser Motor unseres Lebens nicht mehr im gewünschten Takt läuft.
Deshalb sollten Sie mehr wissen über Ihr Herz-Kreislauf-System, über die Leistungsfähigkeit Ihres Herzens und was diese mindert sowie über Verhaltensweisen, mit denen Sie Erkrankungen vorbeugen können.

Über das Thema „Herz" informiert Sie ausführlich und anschaulich unsere Ausstellung.
Sie können Ihr Herzinfarktrisiko testen, Blutdruck und Ausdauerleistungsfähigkeit prüfen lassen, und erhalten Empfehlungen zur gesunden Ernährung, Psychohygiene und sportlichen Betätigung.

Unsere Ausstellungen sind täglich (außer freitags) von 9 bis 18 Uhr geöffnet.
Für Gruppen gestalten wir nach vorheriger Anmeldung Führungen, Demonstrationen und Gespräche.

Deutsches Hygiene-Museum in der DDR

8010 Dresden, Lingnerplatz 1 Fernruf 4 95 50 80

DEWAG DRESDEN

BRIEFMARKEN-GALERIE

Am zweiten Tage ausverkauft

Briefmarken haben ihre Geschichte und würdigen nicht selten epochale Ereignisse. Man muß nur zu ergründen versuchen, wann, warum und wie ein Motiv zustande kam. Bemerkenswert ist die Entstehungsgeschichte der ersten Ernst-Thälmann-Briefmarke: Oktober 1945. Im damaligen Land Mecklenburg-Vorpommern ist eine Ehrung der Opfer des Faschismus vorgesehen. Dazu soll auch eine Briefmarkenausgabe erscheinen – drei Porträts ermordeter Antifaschisten. Am 20./21. Oktober liegt die Serie vor, heute übrigens in Sammlerkreisen sehr gesucht. Die Grafiken zeigen den Sozialdemokraten Rudolf Breitscheid (1), den Christen Erich Klausener (2) sowie den Kommunisten Ernst Thälmann (3) und würdigen so die Aktionseinheit progressiver Kräfte gegen den Faschismus. Geschaffen hat sie Herbert Bartholomäus, ein gebürtiger Berliner, ansässig bei Ludwigslust. Die Oberpostdirektion Schwerin war auf ihn aufmerksam geworden, als zahlreiche seiner Arbeiten in der Kreisstadt ausgestellt wurden. Im Februar 1973, kurz vor seinem Tode, saß ich mit dem Künstler zusammen. Er erzählte: „Ich freute mich damals sehr über den Auftrag zum Tag der Opfer des Faschismus, den ich am 16. Oktober 1945 erhielt. Dennoch war es für mich eine komplizierte Aufgabe, denn ich besaß keinerlei Erfahrung in der Kleingrafik Briefmarke. Ferner mußte ich die zum Teil ungenügenden drucktechnologischen Voraussetzungen in der damaligen Ludwigsluster Druckerei Niemann berücksichtigen. Außerdem sollten die Entwürfe schon nach 24 Stunden in Schwerin vorliegen…“ Die drei Holzschnitte entstanden in Anlehnung an ältere Fotos. Im Tagebuch von Herbert Bartholomäus heißt es: „Freitag, 19. 10. Beginn der neuen Schnitte (Porträts), vorher Bleistiftskizzen in Schwarzweiß. Übertragung auf die Bleiplatten, seitenverkehrt. Wieder die Nacht hindurch zwei Leute bei der Arbeit. Der Druckmeister schneidend, ich selbst lenkend und verbessernd… Sonnabend, 20. 10. Erst mittags 14 Uhr kam Strom, der Druck konnte beginnen. Vorher Guß der Maternplatte, Montage und Zurichtung… Montag, 22. 10. Alle Marken ausverkauft!“ Von dieser Thälmann-Briefmarke wurden 200 000 Stück gedruckt. Heute kennen wir zahlreiche Marken mit dem Bildnis von Ernst Thälmann, und in der Sowjetunion ist eine Gedenkmarke – und damit die zweite Thälmann-Marke – zu seinem 100. Geburtstag am 16. April 1986 angekündigt.

Henri Hamann

Liebe Kinder!

Endlich haben unsere Helden aus der Kinderserie alles, was sie sich wünschten. Auch in der Brust des Eisernen Holzfällers klopft nun ein schönes Seidenherz. Kennt Ihr das Märchen von Wilhelm Hauff, in dem ein Bursche sein Herz für ein anderes eintauscht, um Reichtum und Macht zu erringen? Er hört nicht auf die Warnungen des Glasmännleins und wird böse, wie es ihm vorausgesagt wurde. Wie heißt das Märchen, von dem es auch einen Film gibt? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 15. Januar 1986 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. 10 Büchergutscheine zu je zehn Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr im Heft 3/86.

Auflösung

… von Heft 25/85: Die Tauben halfen dem Aschenputtel (oder Aschenbrödel) bei der Hausarbeit. Es gewannen: Andrea Berthold, Kirchberg; René Fischer, Naumburg; Mirko Franz, Dessau; Claudia Gawél, Eisenhüttenstadt; Sven Heinze, Weichensdorf; Kerstin Ludwig, Frankenberg; Diana Lindner, Hoyerswerda; Ina Markmann, Dessau; Jens Maschhop, Cottbus; Anke Weber, Berlin. Herzlichen Glückwunsch!

Wer schreibt uns?

Liebe Freunde, bitte helft uns! Wir sind Schüler einer ganz neuen Schule in der jungen und schönen Stadt Breshnew. Unsere Deutschstunden sind besonders interessant. Wir lesen die „Trommel“ und die FREIE WELT und möchten gern Briefe aus der DDR erhalten! Schule Nr. 41, Klub der internationalen Freundschaft „Lutsch“, UdSSR, Tatarische ASSR, Breshnew.

Wika Simonowa möchte mit Jugendlichen aus der DDR korrespondieren, interessiert sich für Sport, besonders Gymnastik, sammelt Briefmarken und anderes zum Thema „Katze“. UdSSR, 460 000 Orenburg, a/ja-45.

Schüler einer Berufsschule (angehende Köche, Näherinnen, Traktoristen u. a.) gründeten einen Klub der internationalen Freundschaft und wünschen Briefwechsel mit Berufsschülern der DDR. SPTU-52, KID, UdSSR, 626 050 Tjumenskaja obl., Jarkowo, ul. Pionerskaja 76.

Natascha Woshiowa, 16 Jahre alt, liest und tanzt gern, spielt Gitarre, sammelt Ansichtskarten. UdSSR, 617 070 Permskaja obl., Krasnokamsk, ul. Kalinina, d. 11, kw. 69.

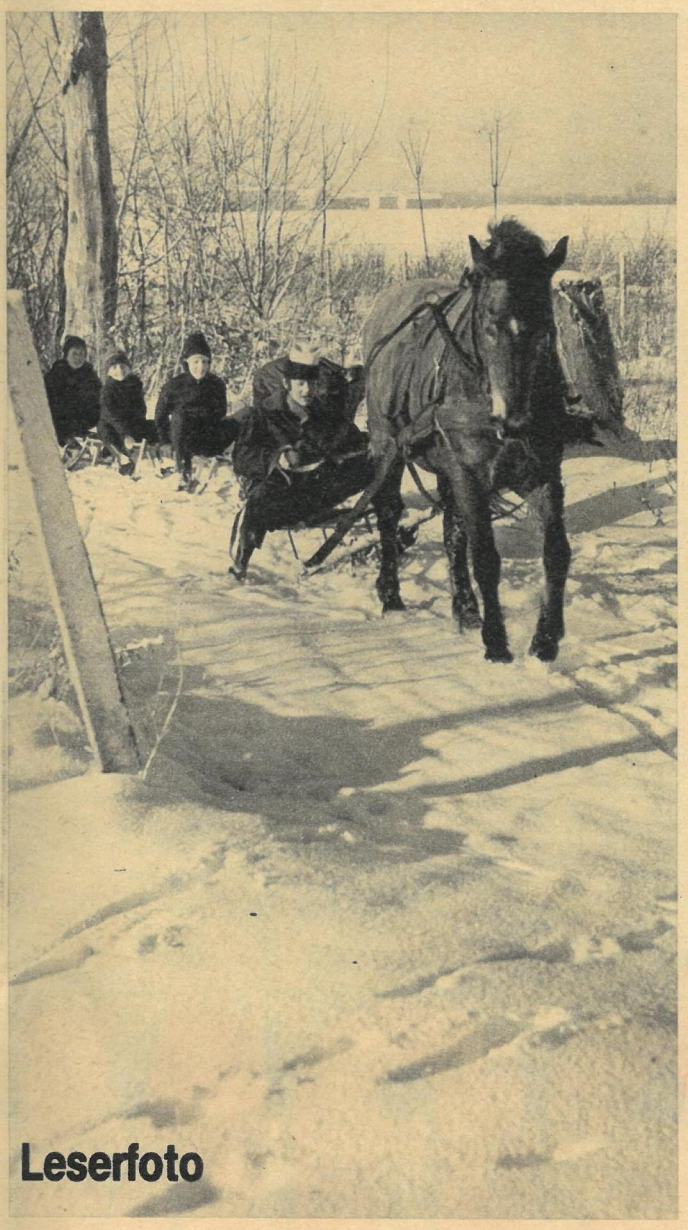
Sie fragen wir antworten

Heute Gemmen

Zum 18. Geburtstag versprach mir meine Tante ein Familienerbstück – eine Gemme. Ich weiß, das ist ein Schmuckstück, irgendein Stein. Mehr verrät sie mir nicht…

Sabine Schulz, Berlin

Eine Gemme ist ein geschnittener Stein, das heißt ein Edel- oder Halbedelstein, in den ein reliefartiges Bild eingearbeitet ist. Gemmen mit vertieften (eingravierten) Bildern werden auch Intaglien genannt. Sie dienten zum Siegeln und waren schon lange vor unserer Zeit in Gebrauch. Gemmen mit erhaben gearbeitetem Bild heißen Kameen. In der Antike erreichte die Steinschneidekunst ihre Blütezeit und kam im 18. Jahrhundert während des Klassizismus zu neuem Ansehen. Heute wird vieles aus alter Zeit

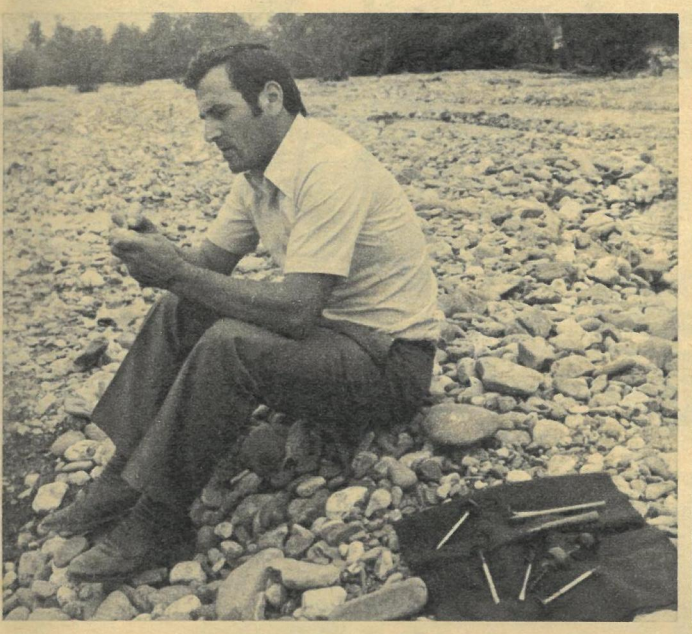


Leserfoto

Begehrte Winterlust. Diese findige Variante fotografierte Gerd Hedderich, Greifswald.

neu belebt. Eine Sammlung selbstgefertigter Gemmen besitzt zum Beispiel Garib Sultanow, Lehrer an einer Berufsschule der Stadt Kuba in der Aserbaidshanischen SSR (unsere Fotos). Als Material dienen ihm Kieselsteine, die er an Gebirgsflüssen in der Umgebung der Stadt findet. Seine Schüler helfen ihm beim Suchen. Der Laienkünstler bemüht sich, in ihnen Interesse für diese alte Kunst zu wecken. Zu seiner Sammlung gehören Porträts aserbaidshanischer Dichter aus dem Mittelalter und die Bilder der 26 Kommissare von Baku, die 1918 von Konterrevolutionären ermordet wurden.

M. Scharifow, TASS



So war es richtig

... in unserem Literaturpreisausschreiben **„Wer weiß Bescheid?"** (FW 18/85): Gefragt wurde 1. nach dem Titel eines von Daniil Granin und Ales Adamowitsch herausgegebenen Buches über die Leningrader Blockade: **Das Blockadebuch;** 2. nach einem Landesteil der UdSSR, der in den Büchern des Schriftstellers Georgi Markow Hauptschauplatz ist: **Sibirien;** 3. nach dem Wohn- und Aufenthaltsort des russischen Dichters Lew Tolstoi: **Jasnaja Poljana;** 4. nach den Titeln der beiden berühmten Jugendbücher des achtundachtzigjährigen sowjetischen Schriftstellers Valentin Katajew: **„Es blinkt ein einsam Segel" und „In den Katakomben von Odessa";** 5. nach dem Autor des im Militärverlag erschienenen autobiographischen Berichts „Gedanken und Erinnerungen": **Georgi Shukow;** 6. nach dem Namen des Heldens in Tschingis Aitmatows Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg": **Edige;** 7. nach dem Namen und Wohnort des Autors von „Abschied von Matjora": **Valentin Rasputin, Irkutsk.**

Die Preisträger

1. Preis – eine Reise für zwei Personen in die Sowjetunion: Manfred Kempt, Karl-Marx-Stadt; 2. Preis – 1000 M: Anita Falkenberg, Görlitz; 3. Preis – 750 M: Torsten Schmidt, Rostock; 4. Preis – 500 M: W. Hempel, Wolgast; 5. Preis – 300 M: Ronald Röhling, Berlin. Die Gewinner der 135 Büchergutscheine wurden vom Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel benachrichtigt.

Preisfrage

Heft 1/86

In der Nähe welcher weltberühmten Uferstraße durchschnitt die hohe Rükkenflosse eines Fisches das Meer?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 3/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. Januar 1986. Auflösung von Heft 25/85: Aus Grabow (Mecklenburg). Wir gratulieren Silke Greif, Bad Liebenwerda.

„Nur" heißt Licht

Ihrem Artikel „Kraft aus dem Wachsch" (FW 24/85) möchte ich folgende Zeilen hinzufügen: Zweimal hatte ich die Gelegenheit, Nurek und das Wasserkraftwerk zu sehen. Wenn ehemals der Volksmund sagte: „Wozu schuf Allah die Hölle, wenn es schon Nurek gibt?", so kann man heute feststellen, daß aus dem öden sonnendurchglühten Kischlak Nurek eine moderne Stadt, ein blühender Garten geworden ist. Unsere Dolmetscherin, welche ich nach der Übersetzung des Wortes „Nurek" befragte, sagte mir: Nur bedeute Licht, Nurek soviel wie das Lichttragende. Der Name sei viele hundert Jahre alt. Ich finde, erst jetzt trägt Nurek seinen Namen zu Recht. Ich bewundere die Erbauer dieser jungen Stadt, noch mehr aber die Erbauer des großen Wasserkraftwerkes mit den Sprengmeistern an der Spitze. Sie gehörten wohl mit zu den wichtigsten Leuten beim Bau.

Günter Siegert, Friedersdorf

Daher der Name ...

In Ihrer Preisfrage zum Artikel „Stimme des Meeres" (FW 24/85) hatten Sie nach dem Namen des modernsten und größten sowjetischen Forschungsschiffes gefragt: „Akademik Mstislaw Keldysch". Wer gab dem Schiff den Namen?

Waltraud Heese, Brandenburg

Das Schiff trägt seinen Namen zu Ehren des Wissenschaftlers, der von 1961 bis zu seinem Tode 1975 Präsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR war. Mstislaw Wsewolodowitsch Keldysch, Mathematiker, leistete bedeutende Forschungsarbeiten auf den Gebieten der Theorie der Schwingungen, Aerodynamik, Hydromechanik und Theorie von Wellen an der Oberfläche schwerer Flüssigkeiten.

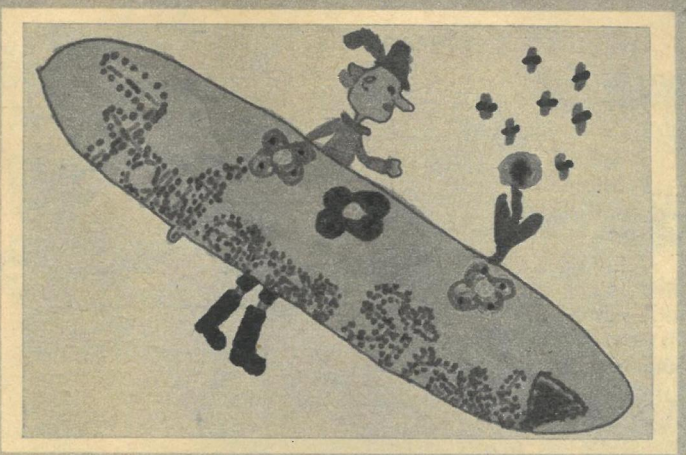
Eine Etage zu hoch

Das Versehen im Artikel „Atom-Eisknacker Nr. 4 im Dienst" haben sofort nach Erscheinen der FW 25/85 zehn Leser mit Anrufen quittiert: Der Atom-Eisbrecher „Lenin" hat seit In-Dienst-Stellung 500 000 (eine halbe Million) Seemeilen zurückgelegt. Das heißt, er bewältigte statistisch gesehen ein rundes Vierteljahrhundert lang täglich etwa 55 Seemeilen. Eine Dauerleistung höchster Güte. Auch vielen Schiffen, die in der DDR gebaut wurden, bahnte die „Lenin" den Weg durchs Eismeer. Von den fast 70 Frachtern der Murmansker Schiffahrtsgesellschaft war der größte Teil auf DDR-Werften geordert worden.

Volker Hempel

Pfiffig

Viele gezeichnete und gemalte Lösungen zur Kinderpreisfrage im Zusammenhang mit der Geschichte vom Zauberer der Smaragdenstadt erhielten wir inzwischen. Ein Beispiel möchten wir vorstellen: Den Gürtel vom tapferen Schneiderlein schickte uns Alexander Bittner, 3. Klasse, aus der Hortgruppe I der POS Ockrilla.



Gute-Nacht-Märchen

Besonders erfreut sind wir über die Kalenderblätter (ab FW 22/85). Diese kurzen Märchen sind hervorragend als Gute-Nacht-Geschichten für unsere Tochter geeignet. So lernt auch sie etwas von fernen Völkern. Sie hat dann aber auch tausend Fragen. Vielleicht könnten Sie eine Rubrik einrichten, die Kinderfragen über die Sowjetunion beantwortet.

Familie Kühn, Halle

Schickt uns Eure Fragen, liebe Kinder! Wir werden uns Mühe geben, sie alle zu beantworten.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: TASS/Scharifow (2); Vignette: Martin Kotsch

„Was hat auf Sie den stärksten
Eindruck in Kuba gemacht“,
wurde ich am Ende der Reise gefragt.
„Die Kinder“, antwortete ich.
Der kubanische Betreuer
schaute mich erstaunt an.
„Aber sehen Sie doch“, sagte ich,
„diese Jungen und Mädchen.
So verrückt und lustig. Natürlich
sind sie nicht wirklich verrückt.
Aber sie sind wirklich lustig.
Kein Land Südamerikas
hat solche glücklichen Kinder!“

DER SUN

NE NAH

Aus Kuba berichten Bernd Siegmund (Text) und Peter Meißner (Fotos).

Die Revolution hat ihr Versprechen eingelöst: Jedes Kind erhält täglich einen Liter Milch.

Mädchen aus dem Sanierungsgebiet Althavanna: Die UNESCO erklärte es zum „Kulturgut der Menschheit".

„Kuba", so schreibt der Dichter Nicolas Guillen, „ist ein langes, grünes Krokodil mit Augen aus Stein und Wasser..." – Es liegt ganz reglos in der prallen, glühenden Sonne.

Am 7. November des Jahres 1930 wurde in der Nähe der Bucht von Matanzas ein geheimnisvolles Stahlrohr ins Meer gelassen. Es hatte einen Durchmesser von 1,97 Metern und war zwei Kilometer lang. Beim Absenken dieses Ungetüms wäre der französische Ingenieur Claude beinahe ertrunken. Dann hätte es geheißen: Er ist für seine Idee gestorben. Claude nämlich wollte mit diesem Rohr die Temperaturunterschiede zwischen der durch die Sonne erwärmten Oberfläche des Meeres und den kälteren, tiefen Schichten nutzen, um auf neue Art und Weise Energie zu gewinnen. – Das war der erste, aufsehenerregende Versuch in der Welt, mit der Kraft der Sonne mehr anzufangen, als sich nur von ihr schmoren zu lassen.

Hätte diese Idee anderswo geboren werden können als auf der Sonneninsel Kuba?

Kinder der Revolution

Der Neger saß im Schatten eines Hauses. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. Mit einer Zeitung fächelte er sich ein wenig Luft zu. Das half. Brachte aber keine echte Abkühlung. Als er uns sah, schüttelte er nur mit dem Kopf. Was wohl heißen sollte: Schrecklich, diese Sonnenglut. In diesem Moment begriff ich, daß Kubaner unter der Hitze nicht weniger leiden als wir. Sie vertragen sie nur besser als wir.

Es war ein Sonntagnachmittag. Ausgetrocknet von der grimmigen Hitze des Tages zogen wir durch den Satelliten Alamar. Er ist der kleine Bruder Havannas, das größte Neubaugebiet der Insel. Zur einen Hälfte besteht es schon aus Wohnungen, zur anderen noch aus Hoffnung. In der einen Hälfte leben, auf die andere hoffen sechzigtausend Menschen. Die Hoffnung hat ein konkretes Datum, Fidel Castro hat es genannt: 1990! Auch für Kuba ist die Wohnungsfrage ein soziales Problem. Erbe und Herausforderung zugleich. Tage später wird uns Maria Capote aus dem Dorf Güira de Melena folgendes erzählen: „Vor der Revolution lebten wir in einer Holzhütte. Ohne Wasser. Ohne Licht. Ohne Toilette. Mit einem Dach über dem Kopf aus Palmenblättern. Als Fußboden diente die rote, fruchtbare Erde Kubas, die wir tagtäglich bearbeiteten, die uns aber nicht ernährte. Sieben waren wir, und wir lebten in einem Raum. Wir aßen Bohnen und Reis und wurden nie satt. So ging es meiner Familie, so ging es dem ganzen Volk..."

Alamar ist eine moderne Unendlichkeit aus Beton. Da, wo der Baustoff schon Formen angenommen hat, sind schöne, neue Häuser gewachsen. Bunt angemalt, grün und rot, blau und gelb, zarte Farben, die unter der Kraft der Sonne Leben gewinnen. Einige Häuser sehen hellwach aus, andere scheinen zu schlafen. Sie haben ihre Augen vor der Sonne gesenkt.

Die Augen der Häuser sind nicht wie bei uns verglast. Sie bestehen aus beweglichen, um die Längsachse drehbaren Holzleisten. Wie Augenlider kann man sie auf- und zuklappen. Ist der Blick der Fenster offen, dann zieht vom Meer her eine erfrischende Brise ins Zimmer. Ein natürlicher Kühlschrank, exotisch und wirtschaftlich. Denn rund zwanzig Prozent der Elektroenergie werden im Sonnenland Kuba allein für Kühleinrichtungen und klimatisierte Räume verbraucht.

Die Häuser von Alamar sind Typenbauten. Fünf Stockwerke hoch, südländisch und originell. Dazwischen bleibt viel Raum für Natur: für weiße Mariposa-Blüten, für Königspalmen, Trompetenbäume, rote Manto-Stauden... Doch wo sind die Menschen? Wie ausgestorben liegt der Satellit Alamar. Still und einsam. Nur in der Ferne rauscht ewig die Karibische See...

Alfonso Lopez, unser Begleiter, sieht uns an. In seinem Blick liegt Unverständnis. „Aber es ist doch Sonntagnachmittag", sagt er dann. „Die heilige Stunde der Kubaner. Siesta. Nun ruht er sich aus. Ist mit sich und seinen Gedanken allein. Oder er sieht fern. Doch ich glaube nicht, daß er wirklich hinguckt. In der Stunde der Siesta lauscht der Kubaner nach innen. Die Zeit scheint stillzustehen."

Und die Jugendlichen? Die temperamentvollen und unternehmungslustigen, die verliebten und fröhlichen... Halten die auch Siesta?

Alfonso Lopez lacht. „Nein, die sind am Strand von Varadero. Oder in Santa Monica. Sie begreifen noch nicht, was Siesta wirklich bedeutet. Irgendwann einmal werden sie es wissen. Das geschieht unmerklich an der Schwelle zwischen Jugend und Reife. Eines Tages werden sie in der Frühe ahnungslos aufstehen, sich auf den Nachmittag am Strand freuen, auf den Spaß, den sie haben werden. Dann essen sie Mittag, wollen losgehen, aber eine unbekannte Kraft hält sie zurück. Sie werden unschlüssig in der Wohnung herumstehen und sich fragen: Was ist nur los mit mir? Vielleicht schaffen sie es an diesem Sonntagnachmittag noch, den Gedanken zu verdrängen. Aber er sitzt schon fest in ihrem Kopf: Siesta!"

Der Sonne nah

Und diese heilige Stunde der Kubaner wollen wir stören? Einbrechen wie Barbaren in das Reich der Sinqueros? Nein! Doch Alfonso Lopez sagt: „Bei zwei kleinen Kindern im Haushalt? Da hat auch die Siesta ihr Recht verloren."

Simona Sinquero! Wäre ich ein Dichter, so würde ich schreiben: Ihre wunderschöne, biegsame Gestalt erschien wie ein Sonnenengel der Phantasie. Die samtene Tönung der Haut, die erregende Linie der... – Aber lassen wir das. Ich bin kein Dichter. Deshalb teile ich der neugierig gewordenen Leserschar lediglich mit: Simona Sinquero, eine schöne Mulattin, 25 Jahre alt, Arbeiterin in einer Konservenfabrik, verheiratet, zwei Kinder...

Ihr Mann heißt Jorge. Er ist 27 Jahre alt und Fernsehmechaniker von Beruf. Da der Fernseher der Kubaner liebstes Kind ist, hat er viel zu tun. In meinen Tagen auf der Insel habe ich keine Wohnung betreten, kein Zimmer gesehen, keinen Raum, in dem es nicht hartnäckig von der Mattscheibe geflimmert hätte. Vor zwei Jahren sind die Sinqueros in Alamar eingezogen. Sie kamen aus dem Centro Havanna, der Altstadt, wo die Romantik wohnt und die Geschichte.

Das Centro Havanna ist ein großes, fremdes Gesicht. Ein spanisches. Als ich am ersten Abend durch die Steinfurchen dieses Viertels ging, sah ich viel Schönheit. Und viel Zerstörung. Wunden der Zeit. Es fehlte lange an Geld, sie zu heilen. Jetzt ist das Centro Havanna Sanierungsgebiet. Die UNESCO hat die Altstadt auf die Liste der Schönheiten unserer Welt gesetzt. Auf die Liste jener seltenen Kostbarkeiten, die nicht nur einem Volk gehören sollten. Die Last der Sanierung trägt Kuba. Aber auch die UNESCO gibt Geld. Das war mit ein Grund, besser Vorwand dafür, warum die Vereinigten Staaten aus dieser internationalen Organisation der UNO ausgetreten sind.

Aus dem Centro Havanna also kamen die Sinqueros. Jetzt haben sie eine schöne Drei-Zimmer-Wohnung mit Bad, Küche, Balkon. Wir sitzen in der Sala, dem größten Raum der Wohnung. Er ist schlicht eingerichtet: eine Glasvitrine, ein Tisch, zwei alte Sessel, eine Couch und der Fernseher. An der Wand hängt ein Bücherbord. Auf ihm blühen bunte, grelle Plasteblumen, sitzen Kunststoffpuppen und -tiere. Die Sinqueros besitzen keinen Reichtum.

Ich schreibe diesen Satz und stutze. Was heißt das? Keinen Reichtum... Liegt nicht ganz in der Nähe, nicht einmal zweihundert Kilometer von Havanna entfernt, ein armes, reiches Land, USA genannt? Und leben nicht in diesem armen, reichen Land etwa 35 Millionen Menschen unter der Armutsgrenze, entwürdigt, zerstört, suchen nicht über acht Millionen Menschen dort Arbeit, verzweifelt und hoffnungslos...

Auf die Frage eines westlichen Reporters nach den Zielen der Revolution hat Fidel Castro einmal gesagt: „Wir wollen, daß alle zu essen haben, daß niemand nackt oder barfuß geht, daß vielmehr alle Schuhe haben und Schulen. Wir wollen, daß die Kranken ihre Medizin bekommen, daß alle in einem bescheidenen Häuschen wohnen. Wir wollen, daß jeder das Notwendige besitzt, um dieses Tal der Tränen zu durchqueren – diese Erde, die für uns ein Tal der Hölle war, mit all seinen Leiden und all seiner Bitternis."

Simona Sinquero verdient 175 Pesos im Monat, Jorge 180. Sie haben einen sicheren Arbeitsplatz, und selbst wenn sie krank werden sollten... Der Staat zahlt ihnen siebzig Prozent des Lohnes. Ganze siebzehn Pesos geben sie monatlich für ihre Wohnung aus.

Simona und Jorge Sinquero, die Kinder der Revolution, wurden von den Revolutionären zur Schule geschickt. Sie konnten sich bilden, weiterbilden, qualifizieren, lernen, studieren, der Sozialismus kennt viele Worte dafür. Und da beide das ganze Leben noch vor sich haben, wird die schöne Simona Sinquero vielleicht eines Tages Meister werden, oder Ingenieur, oder Minister. Und Jorge Wissenschaftler oder Direktor oder General. Sie können alles werden. Nur eines nicht: arbeitslos! Auf die Straße fliegen.

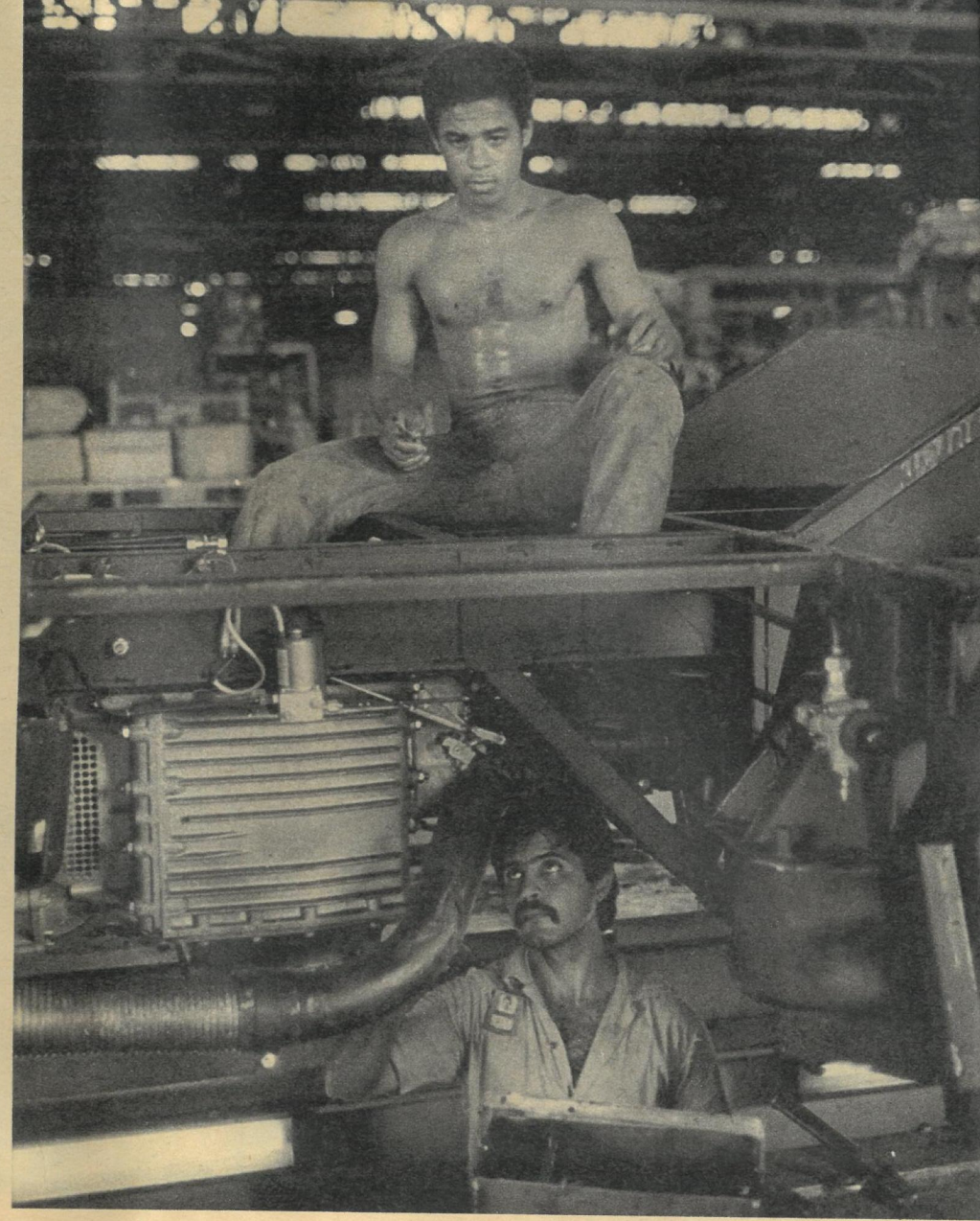
Ist das nicht ein unermeßlicher Reichtum?

Natürlich: Noch immer sind die Grundnahrungsmittel in Kuba rationiert. Aber sie sind vorhanden und billig.

Natürlich: Noch immer kann man nicht einfach in den Laden gehen und sich hochwertige Industriegüter kaufen. Aber wo auf dem Riesenkontinent Südamerika kann jemand so stolz und selbstbewußt wie Simona Sinquero sagen: „Hunger? Dieses Wort kennt in Kuba niemand mehr."

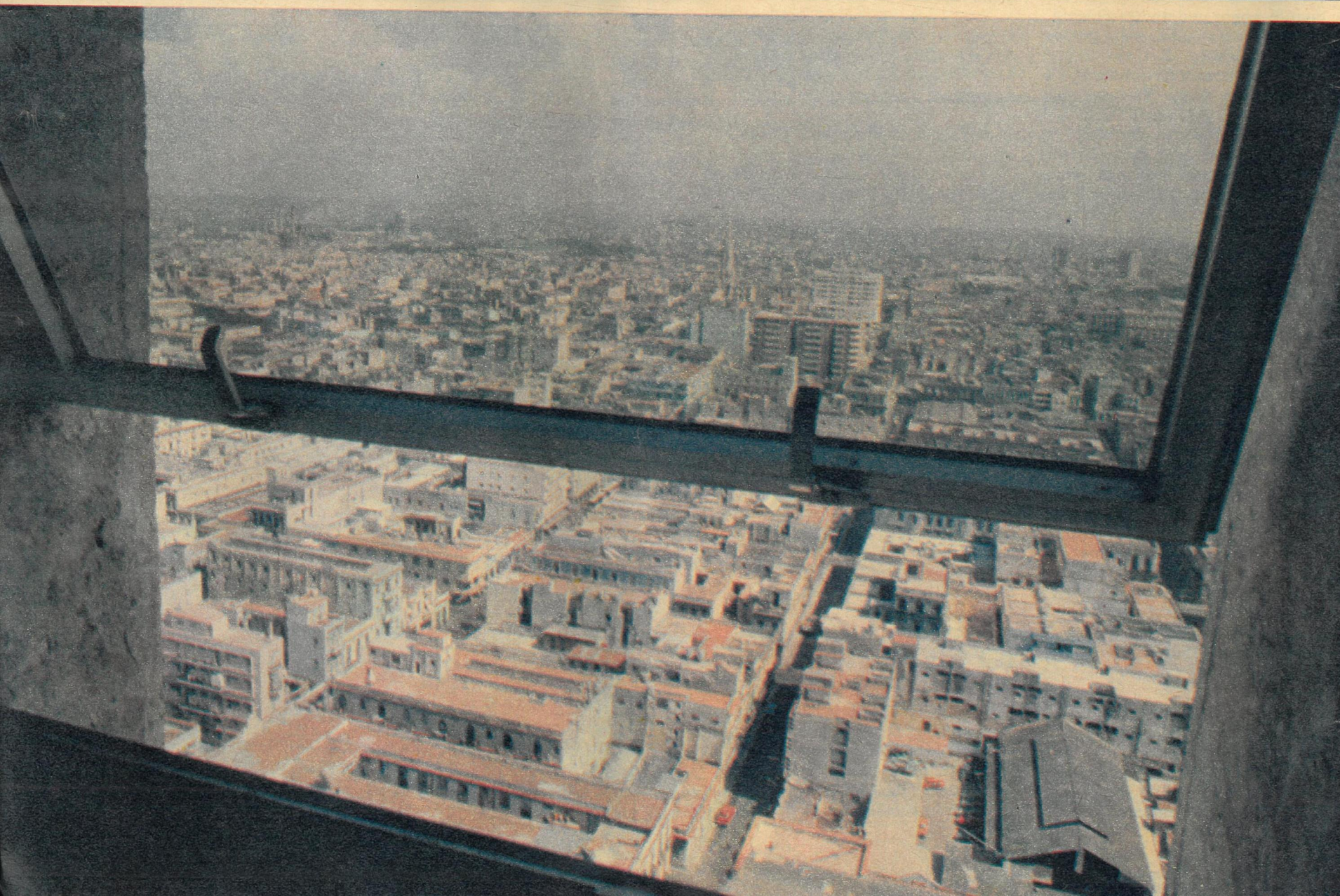
Der große Traum

„Alicion" heißt Leidenschaft. Dieses große Gefühl erfaßt jedesmal Ramon Martinez, wenn er an ein Auto denkt. Einen fahrbaren Untersatz möchte er besitzen. Ob groß oder klein, das ist sein Traum. Seine Frau Amelia lächelt darüber.



Sie montieren Ikarus-Busse: Noch ist der Verkehr in Havanna ein Problem. 1993 soll die Metro fahren.

Er verkauft die „Granma": So hieß das legendäre Schiff, mit dem Castro 1956 an der Küste landete.



Natürlich ist sie nicht dagegen, aber sie meint: Träume müssen real sein.

Wie kommt man in Kuba zu einem Auto?

Ramon Martinez zählt an den Fingern ab: Warteliste. Kommission. Versammlung. Vorschläge. Anzahl. Beschluß.

Das muß erklärt werden.

„Autos", sagt Ramon Martinez, „sind in unserem Land noch absolute Luxusgüter. Wir haben nur eine bescheidene, kleine Autoindustrie. Neunzig Prozent aller Fabrikate kommen aus der Sowjetunion. Sie müssen um die halbe Welt geschippert werden. Deshalb werden sie verteilt nach Arbeitsleistung. Und weil das so ist", Ramon wirft seiner Frau einen vorwurfsvollen Blick zu, „verstehe ich auch nicht, warum Amelia darüber lächelt. Schließlich hängt es ganz allein von mir ab, ob ich es schaffe oder nicht. Wer sehr gut arbeitet, wird vom Betrieb auf eine Liste gesetzt. Darüber entscheidet eine Kommission von Vertrauensleuten. Bekommt dann das Werk Autos zur Verfügung gestellt, wird eine Versammlung aller Belegschaftsmitglieder einberufen. Dort werden konkrete Vorschläge gemacht, wird diskutiert, die Leistung eines jeden abgewogen. Die Frage aller Fragen ist: Wieviel Autos stehen zur Verfügung? Das ist der Scharfrichter. Dann wird mit Mehrheit entschieden, wer der oder die Glücklichen sind. Und ich hoffe, eines Tages wird es heißen: Ramon Martinez!"

Die gesellschaftliche Anerkennung Auto kostet den Glücklichen nicht viel. Der Staat bezahlt. Er muß nur einen symbolischen Preis geben: 500 Pesos!

Kuba hat viele Bodenschätze, eine fruchtbare Erde, ein großes, wissenschaftliches Potential. Aber noch immer ist die Erblast nicht getilgt, die der verhaßte Diktator Batista dem Land hinterlassen hat. Noch immer haben die USA ihre totale Wirtschaftsblockade über Kuba verhängt.

Aber Kuba lebt. Wird von Jahr zu Jahr stärker. Aus eigener Kraft und mit Hilfe des großen Freundes Sowjetunion. Mit Unterstützung der DDR und der anderen sozialistischen Länder. Man kann als Ausländer nicht durch Havanna gehen, ohne von Kubanern angesprochen zu werden. Ihre erste, sympathische Frage lautet stets: „Towaritsch Sovetico?"

Nein, nein, nicht aus der Sowjetunion, aus der DDR. Natürlich bringt dieser Name ebenfalls ein Lächeln, eine Einladung oder einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. Und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß man uns auch in der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft des Dorfes Güira de Melena wie alte Bekannte begrüßt.

Wir sind bei der Familie Capote zu Gast. Maria Capote ist 73 Jahre alt, ihr Mann sieben Jahre jünger.

Der Sonne nah

Beide haben ein Leben miteinander verbracht, vierzig Jahre sind sie verheiratet. Die Familie hat fünf Köpfe. Schwiegersohn und Autoliebhaber Ramon haben wir bereits kennengelernt. Seine Frau Amelia, die Tochter der beiden Alten, ebenfalls. Bleibt der dreijährige Sohn Iwan.

„Warum Iwan", frage ich. „Das ist doch ein russischer Name." „Er gefällt mir", sagt Amelia. „Viele Kinder tragen russische Namen."

Maria und Silvio Capote vor ihrem neuen Haus: Noch 1959 lebten 90 Prozent der Bauern und Landarbeiter in den „Bohios", den primitiven, mit Palmenblättern bedeckten Hütten. Nur 7 Prozent hatten Strom, 12 Prozent Wasser.

Die Großfamilie Capote/Martinez bewohnt ein nagelneues Einfamilienhaus. Die Genossenschaft hat es ihnen gebaut. Und die Martinez haben fleißig mitgeholfen. Als die Familie vom Baugeschehen erzählt, fällt häufig das Wort Mikrobrigaden. – Und da Sie, liebe Leser, mit diesem Wort sicherlich genausowenig anzufangen wissen wie ich, lassen wir es uns von Silvio Capote einfach erklären.

„Mikrobrigaden", sagt er, „sind eine Idee von Fidel Castro. Er schlug uns allen einen ungewöhnlichen Weg vor, um das Wohnungsproblem rascher zu lösen. Die Idee ist verblüffend und einfach: Alle sollen mitanpacken! Unter der Anleitung von Fachleuten soll jeder jedem helfen, damit mehr und schneller Wohnungen gebaut werden können. Dieser Vorschlag fand viele Freunde. Unser Heim haben die Nachbarn mithochgezogen. Und als sie ihr Haus bauten, haben wir geholfen. So ist das." Die Bewegung der Mikrobrigaden hat mittlerweile das ganze Land erfaßt.

Silvio Capote würde gerne in den Mikrobrigaden mitmachen. Aber das Alter hat ihm nur noch einen Rest an Kräften gelassen. Längst sind Silvio Capote und seine Frau Maria Rentner. Sie haben ihr Leben lang gearbeitet.

„Aber so gut, wie es unseren Kindern geht", sagt Maria, „davon hätten wir nicht mal zu träumen gewagt. Ich bin noch in einer alten Finca geboren, die mein Vater aus Stöcken, Brettern und Palmenblättern zusammengebaut hat, damit wir überhaupt ein Dach über dem Kopf hatten. Mein Vater war oft arbeitslos. Nur zum Zuckerrohrschlagen wurde er gebraucht. Unsere armselige Hütte wurde zweimal von Zyklonen in alle Winde geweht. Manchmal wache ich früh auf, sehe unser Haus, sehe das Glück unserer Kinder und denke, ich träume."

Wer in Kuba von der Landwirtschaft spricht, der spricht auch vom Zucker.

Kuba hat schwer zu tragen an den Folgen der Monokultur. Jahrhundertelang beherrschte Gott Zucker die Insel. Und er war stets ein Diener zweier Herren: der ausländischen und der einheimischen Bourgeoisie. Das Volk lebte von der Gnade und Ungnade des Zuckers. Sein Wert war ihr Wert. Aber nicht sie bestimmten den Preis. Das taten andere.

Heute ist der Zucker kein Gott mehr, aber Wirtschaftsfaktor Nummer eins. Er deckt zu siebzig Prozent den Export des Landes. Das sozialistische Kuba ist mit Abstand der führende Zuckerexporteur der Welt. Mit dem süßen Stoff bezahlt das Land die Maschinen und Rohstoffe, die es aus den sozialistischen Ländern und der ganzen Welt bezieht.

Kuba hat viel geleistet. Die Arbeit war kein Zuckerschlecken. Die Bilanz im siebenundzwanzigsten Jahr der Revolution liest sich so: Keine Analphabeten. Überall im Land stehen Krankenhäuser. 1980 kam ein Arzt auf 620 Einwohner (El Salvador 1:3000). Jeder Kubaner wird kostenlos medizinisch betreut. Die mittlere Lebenserwartung liegt bei 73 Jahren. Und Slums? Bettelnde Kinder, Arbeitslose, Prostituierte? Unbekannt!

Gott Zucker ist ein Sozialist geworden.

Ich frage die dreiundsiebzigjährige Maria Capote: „Was bedeutet für Sie Glück, Maria?" Sie antwortet: „Frieden und Arbeit. Das wünsche ich mir, meinem Mann, meinen Kindern. Das wünsche ich der ganzen Welt."

Eine wahre Geschichte

Gedankenverloren starrten die Angler aufs Meer. In den Händen – wie ein Stück Hoffnung – die Angelsehne haltend. Stille herrschte. So jedenfalls schien es mir. Aber das ist natürlich nicht richtig. Denn das Meer warf seine Wellen gegen die felsige Küste, und im Rücken des großen Wassers flutete der Autoverkehr über die berühmte Uferstraße Havannas, den Malecon. Doch irgendwie erreichte er die Angler nicht. Ich setzte mich auf die Kaimauer und sah ihnen zu. Eine halbe Stunde, eine ganze, der Erfolg war mäßig. Nur kleine, noch dumme Fische, ließen sich ködern. In diese friedliche Stille hinein brach plötzlich der Schrei:

„Ein Hai!"

Er traf die Angler wie ein Biß. Und veränderte alles, was soeben noch galt. Aufgeregt rannten die Menschen hin und her, Männer, Frauen, Kinder. Sie gestikulierten, winkten mit den Armen, zeigten aufs Meer. Wie Funkenflug übertrug sich die Aufregung. Schnell bildete sich eine Menschentraube. Zwei Polizisten kamen angerannt, der Koch von der Kneipe gegenüber, einige Autos, neugierig geworden durch den Auflauf (nicht die Autos natürlich, sondern deren Insassen) hielten. Anfangs nur wenige, dann immer mehr, der Verkehr konnte nicht mehr fluten, der Verkehr brach zusammen, Kubaner sind neugierige Leute…

Und in zwanzig Meter Entfernung

Der Sonne nah

von Havannas weltberühmter Uferstraße Malecon durchschnitt eine hohe Rückenflosse ohne Schwanken das Meer.
Der Buckel des Hais „war so blau wie der eines Schwertfisches, und sein Bauch war silbern, und seine Haut war glatt und schön... Innerhalb der geschlossenen Lippen seines Rachens standen jede seiner acht Reihen Zähne schräg nach innen. Es waren nicht die gewöhnlichen, pyramidenartig geformten Zähne, wie sie fast alle Haie haben. Sie waren wie die Finger eines Mannes geformt, wenn sie sich wie Klauen zusammenkrallen." (Ernest Hemingway)

Fasziniert starrten alle aufs Meer. Die Angler, nachdem der erste Schreck gewichen, warfen die Sehnen mit Köderfischen nach ihm. Seine kalten Augen sahen die Beute heranfliegen. Voller Appetit öffnete er das Maul und... tauchte in die Tiefe des Meeres.
Wir warteten.
Nach fünf Minuten verloren die Autofahrer die Geduld. Nach zehn Minuten löste sich die Menschentraube auf. Nach zwanzig Minuten wich aus den Hirnen der Angler das Jagdfieber. Nur ich stand auch nach einer Stunde noch da. Der Hai kam nicht mehr.
Diese Geschichte hat mir eine kubanische Kollegin erzählt. Ich habe sie mit eigenen Worten wiedergegeben. Ist sie deshalb weniger wahr?

SERVICENTRO
PRAGA
18330

Koba Zakadse galt einst als Synonym für den aerodynamischen Sprungstil der Schanzenpiloten, Sohn Kachaber will es ihm jetzt nachmachen.

Die Schanze vor der Haustür

Eldorado des Skisports Bakuriani, mitten im Kaukasus. Dort sind die Zakadses zu Hause: Vater Koba, Mutter Mary, Sohn Kachaber und Tochter Nana. Jeder für sich oder, zutreffender gesagt, alle zusammen sorgen dafür, daß die Familie von den Loipen, Pisten und Schanzen nicht loskommt. Schon im Kindesalter, er ging noch gar nicht zur Schule, wurde Kachaber nachgesagt, er habe das außergewöhnliche Talent seines außergewöhnlichen Vaters geerbt. Er ist jetzt fünfzehn, hat an den Winterspielen der Jugend teilgenommen und, vor Einzug des Winters, bei den Allunions-Mattensprungläufen auf dem Siegerpodest gestanden. Wer im Haus der Zakadses das „Familienmuseum" betritt, wird neben den ungezählten Auszeichnungen und Urkunden, Medaillen und Trophäen des Vaters auch schon die ersten Meriten von Zakadse jun. entdecken. Sogar eine sportliche Auszeichnung der zwölfjährigen Nana ist dort vertreten. Das Nesthäkchen der Zakadses hat sich für den alpinen Rennsport entschieden. Nana soll zu großen Hoffnungen berechtigen.

„Aber es ist wohl noch zu früh, meinen Kacha zu loben, bevor ihm der Wind scharf ins Gesicht bläst", mahnt der Papa. „Wichtig ist, daß er stark, kräftig und ein gescheiter Bursche wird. Im Sommer habe ich ihn zum Grasmähen in die Berge geschickt. Er sollte sich daran gewöhnen, nicht nur mit den Beinen, sondern auch mit den Händen zu arbeiten. Wenn er sich in der Schule gut entwickelt und nicht nur auf die Schanzen guckt, die ihm jetzt schon alles bedeuten, dann werden wir weitersehen. Ein Skispringer ohne Grips ist nur ein halber Skispringer..."

Bei den Zakadses braucht man nur die Fenster zu öffnen, um die berühmten Schanzen von Bakuriani zu sehen – handgreiflich nahe, fast vor der Haustür. Der Blick dorthin, der unerschöpfliche Reichtum an Schnee und die nie versiegende Popularität des Vaters haben Kachabers Entschluß unumstößlich gemacht, „Zakadse II." zu werden. Den größten Erfolg seiner jungen Skispringerkarriere errang der draufgängerische Bursche – und darin ein Ebenbild des Papas – nicht durch einen Sieg, sondern seine Berufung mitten im Sommer in die georgische Auswahl. So bereitet er sich schon seit Monaten auf die VI. Winterspartakiade der Völker der UdSSR vor.

☆

In seiner unnachahmlichen Art, die ihm den Beinamen „fliegender Torpedo" eintrug, machte Vater Zakadse sich die Skischanzen zum Untertan, als er schon über vierzig war. Inzwischen hat er die fünfzig überschritten, und wenn's in diesem Alter nicht so komisch ausschauen würde, wenn's ganz normal wäre, daß Vater und Sohn... – wenn's eben nur nach ihm ginge: Er könnte immer noch! Was bei seiner Frohnatur und scheinbar grenzenlosen Freude am Leben auch mit den kaukasischen Begriffen von der Zeit zusammenhängen muß. „Ich will hundert Jahre alt werden, mindestens hundert. Mein Großvater wurde hundertsiebzehn, Oma hundertfünfzehn. Das waren fröhliche Leut', und in meiner Kindheit habe ich von ihnen mal gehört, älter als hundertfünfzig könne man eben nicht werden..."

Es gab sowjetische Skispringer, die erfolgreicher waren als er: Der Olympionike Wladimir Beloussow, Doppelweltmeister Gari Napalkow, der Holmenkollensieger, Vizeweltmeister und Vierschanzentournee-Gewinner Nikolai Kamenski. Aber zur Legende wurde er: Koba Zakadse. Durch alle fetten und mageren Zeiten der UdSSR-Springer ist wie eine Klette die Erinnerung von Generationen an ihm hängengeblieben: „Der war sowieso der Größte von allen!" Wo immer Zakadse auftrat, die Leute jubelten schon, bevor er überhaupt sprang. Und wenn er sich vom Schanzentisch abhob und wie ein Strich – Körper und Skier eins – durch die Luft segelte, hatte es zuweilen den Anschein, als könne er unten im Tal nur mehr mit dem Hut aufgefangen werden. Phänomenal an ihm war, daß seine außergewöhnliche Popularität keinerlei Schaden nahm, wenn er bei der Landung in den Schnee fiel und so meilenweit am Siegerpodest vorbeiflog.

Er fiel oft in den Schnee, brach sich sogar mal das Bein. Im Hochgefühl seiner extremen Vorlage schien er das unabdingbare Öffnen des Sprungs zu vergessen. Wie beim Weltchampionat '58 – 46. Platz! Doch wehe der Konkurrenz, wenn diesem wohl „aufregendsten" Springer der Welt zweimal eine richtige Landung glückte!

Trat dies ein, war Koba Zakadse ein Siegertyp, machte er Springern zu schaffen, die damals die besten der Welt waren. Wie 1956 am Berg Isel, als er mit Schanzenrekord Harry Glaß bezwang. Wie am Neujahrstag 1961 auf der Garmisch-Partenkirchener Olympiaschanze, wo er den späteren Vierschanzentournee-Triumphator Helmut Recknagel auf den Ehrenplatz verwies. Wie im Weltmeisterschaftsjahr 1958 am Laideregg von Bischofshofen, als er – nur von diesen beiden geschlagen – als Dritter den Berg verließ. Wie 1962 am Holmenkollen, wo er nur dem einheimischen Weltmeister Toralf Engan unterlag. Wie 1961 bei den Salpausselkä-Skispielen in Lahti, als der seltene Fall eintrat, daß es mit ihm, dem Österreicher Otto Leodolter und dem späteren finnischen Olympiasieger Veikko Kankonen gleich drei Sieger gab.

Es kam dann eine Zeit, da er weniger stürzte als sonst, aber zur Verblüffung seiner Fans plötzlich nicht mehr der große Weitenjäger war. „Das tut mir selbst zwar am meisten weh", sagte Zakadse damals, „aber was soll ich machen? Um dem Grundübel meiner mißratenen Landungen beizukommen, muß ich mir, wider Willen oder nicht, rigoros abgewöhnen, bis zum Gehtnicht-Mehr auf den Brettern liegenzubleiben. Für das zeitigere Öffnen des Sprunges muß ich mit weniger Metern freilich einen sehr hohen Preis bezahlen." An der Synthese vom Fliegen wie ein zusammenklappendes Taschenmesser und sicherem Aufsprung hat er dann ein langes Springerleben hart arbeiten müssen.

„Und es schien", sagte Zakadses Entdecker Nikolai Twauri, „als habe dieses Leben kein Ende nehmen wollen. Mit dreißig hatte Koba die normalerweise oberste Altersgrenze für einen Skispringer erreicht. Doch er verschob sie noch

Aus dem Archiv: Meistens ohne Mütze und nicht immer mit Rennbrille – der „fliegende Torpedo" Koba Zakadse (rechts oben). Aus dem Fotoalbum der Familie: Dreijährig, machte der jetzt 15jährige Sohn Kachaber dem Vater schon alles nach (rechts). Für beide ist und bleibt die einmalig schöne und schneereiche Bergwelt Bakurianis unverzichtbarer Kraftquell (links).

um mehr als ein ganzes Jahrzehnt. Er konnte es nicht lassen…“ Schon enseits der vierzig, machte er virklich Schluß. Da schenkte ihm ein letzter Trainer, Pawel Dementew, zur Erinnerung ein Fotoalbum und versah jedes Bild mit einem ängeren Kommentar. Und dem internationalen Skisport war ein Unikum von Springer, ein ungekrönter König verlorengegangen.

Nicht nur wegen seiner großen Erfahrung, sondern vor allem in Anbetracht seiner untadeligen Persönlichkeit war ihm am Ende seiner Karriere angetragen worden, in Moskau als Trainer zu arbeiten. Er wollte aber nicht – und wird wohl auch nie dazu zu bewegen sein. „Ohne Georgien, ohne Bakuriani, ohne die Freunde, die ich seit meiner Kindheit kenne, ohne die g a n z e Familie wäre ich nur ein halber Mensch. Hier bin ich zu Hause, hier soll man mich lassen. Ich bin jetzt Direktor des Touristenzentrums Bakuriani. Und nebenbei hat mich der Skisport noch immer voll im Griff. Ohne mich geht in dieser Gegend kein Wettkampf über die Bühne, außerdem habe ich die Lizenz eines internationalen Kampfrichters.“

Koba Zakadse ist in Bakuriani geboren. 51 Jahre lebt er dort, bekannt und beliebt, ein Stück lebendes Inventar dieser Stadt. Als er die 5. Klasse besuchte, entdeckte Nikolai Twauri sein skispringerisches Talent: „Ich werde nie vergessen, wie Koba bei der ersten Wintersport-Völkerspartakiade mit einem Sieg ins Rampenlicht der Öffentlichkeit trat. Und wo das wohl geschah? Natürlich in Bakuriani!“ Jahrzehnte später trat der Fall ein, daß Nikolai Twauri auf dem Kampfrichterturm stand und die Haltungsnoten für einen Jungen namens Kachaber Zakadse zog. Und dieser Junge war auch noch ein Schützling seines Bruders. Zwei Twauris haben zwei Zakadses entdeckt!

„So nahm einer vom anderen den Staffelstab in die Hand, und alles geschah in Bakuriani“, sagt Zakadse. „Damit zu tun hat auch, daß ich meinen Sohn in die Berge zum Grasmähen schickte. Ich selbst war zehn Jahre alt, als man mir eine Schafherde anvertraute. Tagelang zog ich als Hirt über die Bergwiesen, zeigte mich dieser mir aufgetragenen Arbeit gewachsen und konnte in Ruhe darüber nachdenken, was ich aus meinem Leben so alles machen könnte…“

Er hat eine Menge daraus gemacht, wurde Trainer und Lehrer mit Diplomen und – wenn er an die Zuneigung denkt, die ihn auf allen Schanzen umgab – auch ein brauchbarer Springer. Einer, der zwar nicht immer gewann, aber den man mochte.

Fotos: Archiv. Text: Hans Richard Vollbrecht

Im nächsten Heft:

Ritter der Lüfte

Eine Auswahl der eindrucksvollsten Greifvögel vom weiten Territorium der UdSSR, vorgestellt in unserer neuen Rücktitel-Serie (im Bild: Bartgeier).

Foto: M. Barz

„Hätte es diesen Grafen nicht gegeben…

…gäbe es in der russischen Literatur keinen Mushik“, schrieb Lenin. Sergej Gerassimow in seiner letzten großen Rolle als Lew Tolstoi. Sein gleichnamiger Farbfilm ist die Chronik dramatischer Momente aus dem Leben des weltberühmten russischen Dichters.

Foto: V. Kusin

Wie wird man Generaldirektor?

Ein neuer Beitrag „Lebenslinien“: Erich Markowitsch erinnert sich.

Auf Gletscherjagd

Der sowjetische Glaziologe W. Korjakin berichtet von seiner alltäglichen, zuweilen abenteuerlichen Forschungsarbeit auf den Gletschern von Spitzbergen.

Foto: E. Litwinow

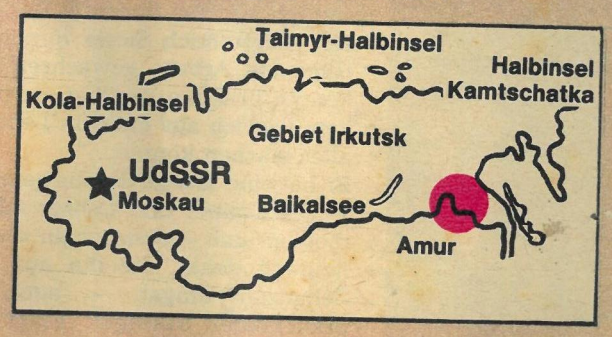
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Illustration: Klaus Müller

November 1986

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30



Dezember 1986

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Itelmenen, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.